

EULENFISCH Literatur



Bibel

- 5 John Barton
Die Geschichte der Bibel
Friederike Eichhorn-Remmel
- 7 Gerhard Lohfink
Ausgespannt zwischen Himmel und Erde
Rita Müller-Fieberg
- 8 Rüdiger Lux
Jiftach und seine Tochter
Bernhard Klinger
- 10 Stefan Alkier / Thomas Paulsen
Die Apokalypse des Johannes
Sandra Huebenthal
- 12 Karl-Siegfried Melzer
Den 1. Johannesbrief heute lesen
Manfred Diefenbach

Kirche

- 15 Martin W. Ramb / Holger Zaborowski (Hrsg.)
Advent trotz(t) Corona
Thomas Menges
- 16 Tomáš Halík
Die Zeit der leeren Kirchen
Günter Nagel
- 18 Charles de Foucauld
Allen ein Bruder
Thorsten Paprotny
- 20 Thomas Quartier
Rituale Leben
Sr. Raphaela Brüggenthies OSB
- 22 Philippa Rath (Hg.)
„Weil Gott es so will“
Stephanie Hartmann
- 24 Klaus Mertes
Den Kreislauf des Scheiterns durchbrechen
Gerhard Kruij

Kunst / Literatur

- 27 Jochen Hörisch
Hände
Gotthard Fuchs
- 28 Rüdiger Sünner
Zeige deine Wunde
Rita Anna Tüpper
- 30 Michael Triegel
Cur Deus
Thomas Menges

- 32 Thomas Menges / Martin W. Ramb / Holger Zaborowski (Hg.)
Horst Sakulowski "ECCE HOMO"
Rita Anna Tüpper
- 34 Werner Sollors
Schrift in bildender Kunst
Eckhard Nordhofen
- 36 Andreas Knapp
noch knapper
Christian Heidrich
- 38 Ivan Ivanji
Hineni
Marie-Luise Reis
- 40 Peter Handke
Mein Tag im anderen Land
Marie-Luise Reis
- 42 John Ironmonger
Der Wal und das Ende der Welt
Detlef Schneider-Stengel
- 44 Felicitas Hoppe
Fährmann, hol über!
Rüdiger Kaldewey
- 46 Ludmila Peters
Religion als diskursive Formation
Clemens Hermann Wagner
- 48 Mauro Fosco Bertola / Christiane Solte-Gresser (Hg.)
An den Rändern des Lebens
Linus Hauser

Philosophie / Ethik

- 51 Thomas Alexander Szlezák
Platon
Manfred Gerwing
- 54 Godehard Brüntrup / Ludwig Jaskolla / Tobias Müller (Hg.)
Prozess – Religion – Gott
Hans-Jürgen Müller
- 58 Hans Joas
Im Bannkreis der Freiheit
Thomas Wagner
- 60 Winfried Schröder
Atheismus
Johannes Drescher
- 62 Asfa-Wossen Asperate / Annette Friese (Hg.)
Toleranz – Schaffen wir das?
Gustav Schmiz
- 64 Nicola Gess
Halbwahrheiten
Michael Hochschild
- 66 Christoph Türcke
Natur und Gender
Jochen Ring

- 68 Werner Schübler
Warum die Welt nicht alles ist
Heribert Körlings
- 70 Peter Schmitt
Postdigital
Daniel Lomp
- 72 Dan Diner/ Carl Friedrich Gethmann (Hg.)
Herrschaft des Konkreten
Michael Novian
- 74 Monika Neugebauer-Wölk
Kosmologische Religiosität am Ursprung der Neuzeit
Linus Hauser
- 76 Wolfram Eilenberger
Bin das Ich?
Thomas Sojer

Pädagogik / Religionspädagogik

- 79 Heinz-Peter Meidinger
Die 10 Todsünden der Schulpolitik
Jochen Ring
- 82 Birte Platow
Religionspädagogik
Alexander Schüller
- 84 Jens Bergmann
Business Bullshit
Alexandra Reißmann
- 86 Thorsten Knauth, Wolfram Weiße
Ansätze, Kontexte und Impulse zu dialogischem RU
Karl Vörckel
- 88 Rainer Oberthür
Der Seelensucher
Manfred Januarius Bauer
- 90 Uwe Hauser / Stefan Hermann (Hg.)
RU kompakt – Berufliches Gymnasium Heft 1
Thorsten Klug
- 92 Claudia Rothenberger
Kann es Gerechtigkeit geben?
Sebastian Lindner
- 94 Eugen Drewermann / Martin Freytag
Gott, wo bist du?
Alexander Schüller
- 96 Philosophie & Ethik in der Grundschule
Heft 1-2020: Gefühle geben zu denken
Heft 2-2020: Das digitale Ich
Susanne Nordhofen
- 98 Wolfgang Michalke-Leicht / Clauß Peter Sajak (Hg.)
Vernünftig glauben
Jürgen Kroth

Theologie

- 101 Cornelia Dockter / Martin Dürnberger / Aaron Langenfeld (Hg.)
Theologische Grundbegriffe
Gerd Neuhaus
- 103 Martin Dürnberger
Basics Systematischer Theologie
Frank Ewerszumrode
- 104 Jörg Lauster
Der Heilige Geist
Johannes Lorenz
- 106 Hans Kessler
Auferstehung?
Thomas Menges
- 109 Hans-Joachim Höhn
Experimente mit Gott
Heribert Körlings
- 111 Hans Schwarz
Luther für Nichtlutheraner
Thorsten Paprotny
- 112 Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) (Hg.)
Sünde, Schuld und Vergebung aus Sicht der evangelischen Anthropologie
Jürgen Boomgaarden

Andere Weltanschauungen

- 115 Muna Tatari / Klaus von Stosch
Prophetin – Jungfrau – Mutter
Sr. Raphaela Brüggenthies OSB
- 116 Felix Körner
Politische Religion
Christian W. Troll SJ
- 118 Ahmad Milad Karimi
Licht über Licht
Detlef Schneider-Stengel
- 120 Ralph Ghadban
Allahs mutige Kritiker
Frank van der Velden
- 124 Pierre Claverie
An der Nahtstelle zweier Welten
Hartmut Sommer
- 126 Rachel de Boor / Jo Frank / Sonya Quertani / Hakan Tosuner (Hg.)
"Und endlich konnten wir reden ..."
Ulrike-Rebekka Nieten
- 128 Uwe von Seltmann
Wir sind da! 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland
Karl Vörckel
- 130 Michael Wolffsohn
Wir waren Glückskinder – trotz allem
Jochen Ring

BIBEL



John Barton

Die Geschichte der Bibel

Von den Ursprüngen bis in die Gegenwart

Aus dem Englischen übersetzt von Jens Hagedstedt
und Karin Schuler

Stuttgart: Klett-Cotta Verlag, 2020

717 Seiten m. s-w Abb.

38,00 €

ISBN 978-3-608-94919-3

Einen Rettungsring wirft der in Oxford tätig gewesene Professor für Bibelforschung John Barton den „nur allzu leicht“ Ertrinkenden im „Meer der Theorien über (...) Ursprünge, (...) Bedeutung und (...) Stellenwert“ (16f) der Bibel zu. Der „allgemein interessierte(...) Leser“ (17) findet in diesem umfangreichen Werk eine aus dem Englischen übersetzte, gut verständliche Zusammenschau des aktuellen Forschungsstandes.

Spannend ist das Buch aber nicht nur für exegetische Insider, sondern insbesondere für diejenigen, die sich für die Wechselwirkung zwischen Bibel und Religion, also für biblische Hermeneutik, interessieren. Denn Barton diskutiert auf der Metaebene jene (nicht erst) gegenwartsrelevanten Fragen nach der ‚Wahrheit‘, der ‚Relevanz‘, der ‚Tiefsinnigkeit‘, der ‚Widerspruchsfreiheit‘ und der ‚Kongruenz‘ der Bibel. Im Fokus stehen dabei nicht nur christliche und jüdische Lesarten, sondern vor allem Praktiken, während islamische Beziehungen zur Bibel leider nur dann gestreift werden, wenn sie die beiden erstgenannten berühren. Dies gilt auch für Lesarten ‚gegen den Strich‘ (z.B. feministische, postkolonialistische, popkulturelle o.a. Auslegungen), wobei dem Autor zu Gute gehalten werden muss, dass – wie bei jedem ambitionierten Projekt einer Gesamtdarstellung – notwendig nie die ganze Geschichte erzählt werden kann.



In vier chronologisch angeordneten Teilen („Das Alte Testament“, „Das Neue Testament“, „Die Bibel und ihre Texte“, „Der Sinn der Bibel“) gelingt eine Orientierung über die Geschichte biblischer Texte. Unter der Bedingung, dass es sich – auch bei der vorliegenden Darstellung – um exegetische und historische Rekonstruktionen handelt, wird ein Zeitraum von rund 2800 Jahren Textgeschichte – von der Antike bis in die Moderne – dargestellt und diskutiert. Im Stil erzählender Erklärung werden aber auch die wichtigsten Quellen selbst ungekürzt ins Gespräch mit der Leserschaft gebracht, die sich ihr eigenes Urteil bilden soll. Denn der britische Exeget kann zwar durchaus seine Thesen vertreten, bleibt dabei aber überwiegend diplomatisch. Das wird z.B. bei der Gegenüberstellung der im angloamerikanischen und deutschsprachigen Raum kontrovers diskutierten, literarkritischen Thesen zur Genese des Pentateuchs oder der Synoptiker deutlich.

Zu eben diesen beiden Fragestellungen wäre auch – was der auf Wissenschaftskommunikation bedachten Aufmachung dieses Buches natürlich zuwiderläuft – eine graphische Darstellung hilfreich gewesen, sinnvoller jedenfalls als die vier (wie immer bloß angehängt wirkenden) Karten zur biblischen Geographie. Benutzerfreundlich dagegen erweisen sich die vielfachen Vor- und Rückverweise auf nahestehende Fragestellungen in anderen Kapiteln, die exemplarisch ausgewählten Abbildungen (zu Textfragmenten, Kodices, Buchmalerei, Glossen, etc.), die weiterführende Bibliographie, die übersichtlichen Anmerkungen zu den einzelnen Kapiteln, sowie das Bibelstellen-, Orts-, Personen- und Sachregister.

Sensibilisierend für die Frage nach der Autorität ‚heiliger‘ Schriften ist vor allem Bartons Blick auf das Gestalt-Werden der Bibel zum ‚Buch der Bücher‘, also die Frage der Kanonisierung. Die ausgesprochene Expertise des Autors auf diesem Gebiet kommt den Lesenden hier insofern zugute, als dass sie eine Argumentation an die Hand gibt, die sich sowohl gegen (pop)kulturelle Verschwörungstheorien à la Dan Brown als auch fundamentalistische Lesarten, welche die ‚Wahrheit‘ der Texte für sich reklamieren, einsetzen lässt: Statt den späten „Belegen für offizielle Entscheidungen über den Kanon viel zu viel Gewicht“ (329) beizumessen, zeigt Barton einerseits überzeugend auf, dass bereits gegen Ende des 2. Jahrhunderts ein „anerkannter Kern und drumherum ein Halbschatten anderer Schriften“ (329) in Gebrauch ist, deren Autorisierung (bzw. Nichtautorisierung) als ‚apostolisch‘ und ‚orthodox‘ erst nachträglich gerechtfertigt wurde. Andererseits bedeute eine solche Klassifizierung als ‚orthodox‘ nicht auch notwendig, dass es sich um einen im historiographischen Sinne ‚wahren‘ Sachgehalt handelt: „Ein Text könnte sehr früh entstanden und allgemein als verbindlich anerkannt sein, dennoch aber Ungenauigkeiten, ja fast ausschließlich erfundene Elemente enthalten“ (354) – wie z.B. die lukianische Geburtserzählung.

Die für einen Exegeten typische Haltung, biblischen Quellen keine Gewalt antun zu wollen (vgl. 616), sie also von ihren Interpretationen (zumindest) zu unterscheiden, scheint besonders in Teil IV (‚Der Sinn der Bibel‘) auf. Barton strebt hier danach, „die Bibel aus der Kontrolle religiöser Autoritäten zu befreien“ (612), indem er wiederkehrende (exemplifiziert an Paulus, den Rabbinen, den Kirchenvätern, den mittelalterlichen Kommentatoren, Luther und den Reformatoren, den Aufklärern und nicht zuletzt den modernen Bibelforschenden) Schemata und Modi der Bibelinterpretation aufdeckt. Das könnte auch ein Anspruch für seine eigene Leserschaft sein. Fazit: Lesenswert!

Friederike Eichhorn-Remmel

Gerhard Lohfink

Ausgespannt zwischen Himmel und Erde
Große Bibeltexe neu erkundet

Freiburg: Herder Verlag, 2021

406 Seiten

28,00 €

ISBN 978-3-451-38810-1

„Ausgespannt zwischen Himmel und Erde“: Der Titel dieses Buches des bekannten Neutestamentlers Gerhard Lohfink umschreibt treffend nicht nur den grundlegenden Standpunkt eines jeden Glaubenden zwischen der Erfahrung des Himmlischen und der festen Verwurzelung in allem Irdischen. Er passt zur inhaltlichen Weite der insgesamt siebzig kleinen Beiträge zu oft prominenten biblischen Texten, die über mehrere Jahre hinweg in verschiedenen Kontexten entstanden sind.

Der Autor bündelt die Vielfalt der angesprochenen Aspekte unter drei großen Überschriften: Teil I („Grundlegendes“) entfaltet die Eckpfeiler des christlichen Welt- und Menschenbildes auch vor dem aktuellen pandemischen Hintergrund von COVID-19 im Bogen von Schöpfung, Geschichte und Vollendung, von Gottes- und Christuserfahrung, von Schuld und Erlösung. Der rote Faden von Teil II („Festzeiten und Feste“) ist das „Gesamtkunstwerk“ (168) des Kirchenjahres. Lohfink erschließt die Tiefendimensionen der Advents- und Weihnachtshoffnung und radikalisiert die guten Fastenvorsätze zum Umkehrruf. Die Emmauserzählung liest er als Geschichte wider den Glaubens-Burnout und plädiert für die gattungsgemäße bildlich-theologische Deutung der Himmelfahrtsgeschichte. Die internationale Dimension der christlichen Gemeinschaft kommt sowohl in den Auslegungen der Pfingsterzählung als auch bei der thematischen Verknüpfung gegenwärtiger Christenverfolgung mit dem Ursprung von Allerheiligen zur Sprache. Und mit dem Gleichnis von den klugen und törichten Jungfrauen wird zum Ausklang des Kirchenjahres die müde Christenheit angefragt: „Brennen unsere Lampen?“ (235)



Unter dem Titel „In der Freude des Glaubens“ spiegeln in Teil III eine Reihe von Beiträgen Lohfinks Vision eines frohen und gelingenden Christseins wider, welches für ihn schlechthin undenkbar ist ohne die Einbettung in eine lebendige Gemeinde. Am Beispiel der Bergpredigt, mit Bezug auf Berufungserzählungen oder auf paradigmatische Gestalten wie Maria und Marta, legt er dar, was Jüngerschaft Jesu für ihn bedeutet. Ihm ist es dabei wichtig zu betonen, dass Nachfolge auch heute die Horizonte bürgerlichen Denkens sprengt, dass sie nie harmlos und immer herausfordernd ist. Manchmal zwischen den Zeilen, an einigen Stellen bewusst thematisiert stehen die krisenhaften Erfahrungen von Kirche zu Beginn des dritten Jahrtausends im Hintergrund der Überlegungen. Der Autor betont mehrfach, dass bei allen anstehenden Fragen nach Veränderungen und Reformen die Leitschnur das Hören auf das Evangelium selbst sein sollte.

Rüdiger Lux
Jiftach und seine Tochter
Eine biblische Tragödie

Leipzig: Evangelisches Verlagshaus 2021

240 Seiten m. s-w Abb.

20,00 €

ISBN 978-3-374-06755-8

Lohfink schreibt nicht primär für ein Fachpublikum, sondern für einen breiteren Adressatenkreis. Er schöpft in all seinen oft predigtähnlichen Ausführungen aus seiner reichen exegetischen Expertise, dies geschieht in verständlicher Sprache und stets mit Bezug auf die aktuelle Lebenswirklichkeit. „Glaube“ ist ein Schlüsselbegriff, und der Grundton ist von großer Entschiedenheit. Stark betont wird die kirchliche Anbindung christlichen Glaubens. Nicht umsonst findet sich im Anhang neben einem Verzeichnis aller Schriftstellen ein Überblick über die Verortung der einzelnen Bibeltexe in der katholischen Leseordnung. Auf diese Weise kann Lohfinks Textsammlung *Inspiration* sein nicht nur für individuelle Einzelleser, sondern ebenso für die liturgische Gestaltung im Leben der Kirche.

Rita Müller-Fieberg

Ist profane Literatur von einem bestimmten Sujet geprägt, nehmen wir etwa eine beliebige Tragödie eines der drei großen griechischen Tragiker Aischylos, Sophokles oder Euripides, fällt es leicht bzw. liegt es nahe, davon zu reden, dass damit große, gewichtige, ernste Fragen des menschlichen Lebens aufgegriffen werden und auf literarischem Weg mit ihnen gerungen oder nach Antworten gesucht wird. Ist ja auch klar: Schon in der griechischen Antike spielten Dilemmata und die Frage nach dem Tragischen eine große Rolle. Heute sind es Fernsehproduktionen auf der Grundlage des Dramas „Terror“ von Ferdinand von Schirach, wo derartige Probleme thematisiert werden. Handelt es sich aber – beim gleichen oder ähnlichen Sujet – um biblische Literatur, vornehmlich um alttestamentliche, dann ist die Wahrscheinlichkeit sehr hoch, dass reflexartig die Reaktion erfolgt, dass die Texte des Alten Testaments sowieso durch die Bank unverständlich, unmenschlich, ja grausam seien und ein unmögliches Gottesbild transportiert werde etc. etc. Man kennt das ja.

Ja, es gibt biblische Texte, die für sich gesehen und ohne notwendige Kontextualisierung (Im Übrigen: Eine Kontextualisierung ist sowohl für die griechischen Klassiker notwendig als auch – selbst wenn erst in einigen Jahren, aber dann doch – für die Stücke Ferdinands von Schirach hilfreich.) beim ersten Lesen zu großen Fragezeichen, ja zu verständlicher Ablehnung führen. Dazu gehören u.a. die Texte, die sich um die Gestalt des Richters Jiftach (Ri 10,6-12,7) ranken, insbesondere die Erzählung von Jiftach und seiner Tochter (Ri 11,29-40). Bei dieser Erzählung handelt es sich um ein geradezu klassisch-tragisches Gelübde: Jiftach gelobt, sollte ihm durch JHWHs Beistand ein militärischer Sieg gelingen, genau das Lebewesen zu opfern, das



ihm als Erstes bei der Rückkehr nach Hause entgegenkäme. Es kommt, wie es kommen „muss“: Jiftach erringt den Sieg, kehrt nach Hause zurück – und es kommt ihm seine einzige und noch unverheiratete Tochter entgegen. Diese willigt in das Gelübde ihres Vaters ein und nimmt von ihren Freundinnen Abschied. Dann – so heißt es lapidar im Text – „erfüllte [Jiftach] an ihr sein Gelübde“ (Ri 11,39). Emotionslos erzählt der Text, was an Tragik und Emotionalität kaum auszudrücken ist.

Es ist „[w]eniger das, was Jiftach und seine Tochter einmal waren, als vielmehr das, was man sich immer wieder und immer neu von ihnen zu erzählen wusste, hat Geschichte gemacht. Ihr Heldentum und ihr Schmerz hat sich in die abendländische Gedächtniskultur eingeschrieben. Die Erinnerungsspur, die von ihnen ausging, lässt sich bis in die Moderne hinein verfolgen.“ (56) So bringt Rüdiger Lux auf den Punkt, was die klassischen griechischen Tragödien, die Erzählung um Jiftach und seine Tochter und auch zeitgenössische Werke wie die Ferdinands von Schirach teilen: Die Frage nach dem Tragischen, Schicksalhaften und seine Verflechtung mit dem Bereich des den Menschen Übersteigenden, dem Göttlichen. Er formuliert es so: „Das Tragische ist danach ein Drittes, ein Abgrund, ein Riss, der sich zwischen mir und meiner Lebenswelt, zwischen dem

Göttlichen und dem Menschlichen auftut, zwischen Ordnung und Chaos, Regel und Regellosigkeit, Sinn und Abersinn.“ (27)

Diese „Dritte“, eingebunden in einen biblischen Erzählzusammenhang, nimmt der Verfasser mit dem vorgelegten Band in den Blick. Auf die Einführung (13-36), in der Lux die Erzählung um Jiftach und seine Tochter motivisch verortet und einen Ausflug in die antike Tragödientheorie und in die Philosophie unternimmt, folgt der mit „Darstellung“ überschriebene Hauptteil (37-189). Darin gibt der Autor hilfreiche und komprimierte Informationen zum Buch der Richter und kontextualisiert den Jiftach-Zyklus (Ri 10,6-12,7) in gut lesbarer und sehr verständlicher Art und Weise. Die Ausführungen des Hauptteils sind ergänzt durch insgesamt fünf kurze Exkurse: zu Kemosch (einer ammonitischen Gottheit), zu Gelübden innerhalb der Bibel Israels, zur Frage nach Menschenopfern im alten Israel, zum Motiv der Rache JHWHs und zur Frage eines Übergangsritus vom Mädchenalter zur Jugend. Den dritten Abschnitt seines Buches widmet Lux der Wirkungsgeschichte (190-229), wobei er innerbiblische, jüdische und christliche Stimmen zusammenträgt. Gerade dieser Abschnitt nimmt erfreulicherweise einen großen Raum ein! Ein reichhaltiges Literatur- und Abbildungsverzeichnis runden das Buch ab.

Berührungspunkte mit der Erzählung um Jiftach und seine Tochter sind eher selten: In der Liturgie findet sich die entsprechende Lesung ein einziges Mal (nämlich in den Wochentagslesungen) und in den Lehrplänen der Schulen sucht man wohl vergeblich nach ihr. Gerade aber deswegen böte es sich an, im Religionsunterricht die Erzählung von Jiftach und seiner Tochter zu vernetzen mit anderen Fächern bzw. Texten oder Filmen und dem Tragischen „in seinen jeweiligen individuellen, literarischen und geschichtlichen Ausprägungen nachzuspüren“ (22) und zu entdecken, dass auch den biblischen Texten tragische Dilemma-Situationen nicht fremd waren und sind und Menschen schon vor über 2.000 Jahren mit manchen bis heute ungelösten Fragen und Erfahrungen gerungen haben.

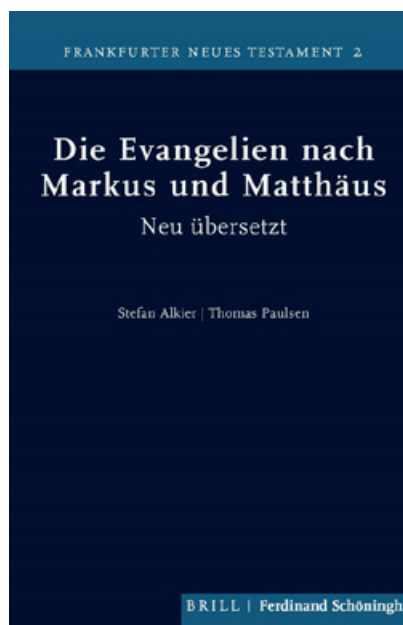
Bernhard Klinger

Stefan Alkier / Thomas Paulsen
Die Apokalypse des Johannes
Neu übersetzt
Frankfurter Neues Testament 2

Paderborn: Brill – Ferdinand Schöningh Verlag. 2001
289 Seiten mit s-w Abb.
56,00 €
ISBN 978-3-506-70435-1

1988 erschien mit dem Münchener Neuen Testament (MNT) eine Übersetzung, die den Grundsatz verfolgte: „So griechisch wie möglich, so deutsch wie nötig“, und die einen Weg zum Original erschließen wollte. Ziel war es, durch Verfremdung der bekannten Texte neue Aufmerksamkeit für den biblischen Text zu gewinnen. Das Frankfurter Neue Testament (FNT) von Stefan Alkier und Thomas Paulsen, Professoren für Neues Testament und Gräzistik an der Universität Frankfurt, dessen zweiter Band mit Neuübersetzungen des Markus- und Matthäusevangeliums nun erschienen ist, verfolgt ein ähnliches Ziel. Das Projekt steht in der lutherischen Tradition und will „nicht kirchlichen Übersetzungstraditionen“ folgen, sondern dem griechischen Text. Die philologisch-kritische Übersetzung hat die Grundsätze: „So wörtlich wie möglich, so frei wie nötig“ und „Was philologisch nicht geht, geht auch exegetisch nicht“.

Die Einleitung in den 2. Band erläutert, dass „Neutestamentliches Griechisch“ eine wissenschaftliche Chimäre ist, verortet die neutestamentlichen Texte in der Sprachfamilie in der Koine des 1. Jh. und betrachtet Sprache und Stil der beiden Evangelien. Sie stellt das Konzept der semantischen Isotopie als Grundlage der Übersetzungsarbeit vor, um „anachronistische Sinneinträge“ wie Buße für *metánoia* oder „ehemals brauchbare Übersetzungen“ wie Jünger für *mathētēs* zu vermeiden, „die aufgrund von semantischen Verschiebungen in der Zielsprache ersetzt werden müssen“. Auch in Fragen der Datierungen und Abfassungsverhältnisse der Texte bleibt kein Stein auf dem anderen. Für das Mk erscheinen „alle Datierungsvorschläge ab ca. 40 bis hinein in die erste Hälfte des 2. Jahrhunderts denkbar“ und ob nun Mk von Mt literarisch abhängig ist oder umgekehrt, lasse sich „nicht stichhaltig beweisen.“



Wenn die gängigen Datierungen das Mk um 70 n. Chr. und des Mt 80-90 n. Chr. „vollends jeder seriösen Grundlage“ entbehren, eröffnen sich neue Verstehensräume.

In diese Räume stellen die Übersetzer das Einzige, was wirklich verlässlich erscheint: den biblischen Text. Da das nicht voraussetzungslos geht, finden sich in der Studienfassung Hinweise auf textkritische Entscheidungen (zumeist an der *lectio difficilior* orientiert), an einigen Stellen werden Grammatikfehler korrigiert und spätere Glossen getilgt. Die Übersetzung wird wie in FNT 1 in einer Lesefassung ohne Kapitel- und Verseinteilung und in einer Studienfassung dargeboten. Der Verzicht auf rezeptionsleitende Überschriften erlaubt die ungestörte Ganzschriftlektüre. Für neue Perspektiven sorgt auch die konsequente Anwendung der Übersetzungsgrundsätze: „Gefüllt ist der Augenblick und nahe gekommen ist die Königsherrschaft Gottes. Denkt um und vertraut auf die Frohbotschaft“ klingt eben doch ganz anders als „Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist nahe. Kehrt um und glaubt an das Evangelium!“ (Mk 1,15) – und regt zum Nachdenken an. Manchmal geht die Übersetzung über den griechischen Text hinaus: So steht das hohe Fieber

der Schwiegermutter des Petrus nicht in Mk 1,30, sondern nur in Lk 4,38, und dass die des Uria, seine Frau ist (Mt 1,6), verschweigt der griechische Text (schamhaft).

Im Epilog finden sich in den Überlegungen zur Textsorte Evangelium und zur intertextuellen Schreibweise der Evangelien weitere neue Perspektiven. Markus erscheint nicht mehr als Gattung *sui generis*, Biographie oder Historiographie, sondern als Tragikomödie, die im komischen Unverständnis am Grab mündet, bei dem die Frauen „sich mit ihrer schändlichen Verweigerung der Weitergabe der Auferstehungsbotschaft in das pragmatische Motiv des sogenannten Jüngerunverständnisses ein[reihen], das immer wieder die Schüler Jesu von Furcht ergriffen sein lässt und sie zu lächerlichen Reaktionen führt.“ Nicht nur feministische Leserinnen werden bei dieser Einschätzung schlucken. Der Epilog schließt mit Überlegungen, was man über die neutestamentlichen Autoren wissen kann. Nachdem die Einleitung Hoffnung machte, dass sich auf der Basis philologischer, literaturwissenschaftlicher und theologischer Analysen „ein Kompetenzprofil auch des realen Autors aus Fleisch und Blut erstellen lässt“, ist das Ergebnis, der Verfasser des Mk sei eine Person mit „hervorragender literarischer Kompetenz“, die „jüdische Traditionen und Realien übersetzen möchte“ und dies im Umkreis einer Umgebung tut, „in der das römische Militär präsent war“, ernüchternd. Ein griechisch-deutsches Glossar sowie Ausführungen zu Münzgold im Neuen Testament runden den Band ab.

Zielgruppe der Übersetzung sind alle, die an einer neuen Begegnung mit der „Jesus-Christus-Geschichte interessiert sind“, wobei Ausstattung und Preis der Reihe eher auf ein akademisches Publikum abzielen. Dem FNT kommt das Verdienst zu, eine Generation nach dem MNT die Beschäftigung mit dem Urtext neu anzustoßen. Die Übersetzung besticht durch ihren genauen Blick und das Ringen um treffsichere Formulierungen. Einleitung und Epilog bieten viele Ansätze, die theologisch bedenkenswert und diskussionswürdig sind, wobei die Verwendung von Fachjargon die Verständlichkeit bei breiteren Zielgruppen erschweren könnte.

Für den Gebrauch in der Praxis wäre es wünschenswert, nach dem Abschluss der geplanten sechs Einzelbände des FNT eine Gesamtausgabe mit Glossar anzubieten, die sich leicht transportieren und in Kaffeehaus wie Kirche gleichermaßen zum Lesevergnügen auspacken lässt.

Sandra Huebenthal

Karl-Siegfried Melzer

Den 1. Johannesbrief heute lesen

Zürich: Theologischer Verlag Zürich. 2021

139 Seiten m. farb. Abb.

14,90 €

ISBN 978-3-290-18392-9

Dieser (Kurz-)Kommentar zum 1. Johannesbrief des pensionierten Pfarrers Karl-Siegfried Melzer ist eine gelungene Hinführung in exegetische und bibeltheologische sowie religionskritische Fragestellungen für Religionslehrerinnen und -lehrer in der Sekundarstufe I und II. „Im Vorfeld“ werden einige einleitungswissenschaftliche (Er-)Klärungen zum 1. Johannesbrief – ohne Angabe des Verfassers und des Adressaten bzw. der Gemeinde wegen der „johanneischen Gemeinschaft im Ganzen“ (79) – kurz und prägnant gegeben, die der Rezensent ebenso teilt wie zum Beispiel die, dass die „Offenbarung ‚des Johannes‘“ nicht zu den johanneischen Schriften gehört. Diese Schrift greift der Autor nach einer 65-seitigen Durchsicht des 1. Johannesbriefes nochmals auf, um auf die eingangs kurz angeschnittenen Thesen ausführlicher einzugehen und Position zu beziehen.

Pädagogisch klug wird der Leserschaft „ein Gang durch den 1. Johannesbrief“ als Endtextbetrachtung samt den theologischen (Vater-Sohn-Verhältnis, Präexistenz, Inkarnation und Parusie Jesu von Nazaret als „Sohn Gottes“ und „in Wasser und Blut“ (1 Joh 5,6), als von Gott in die Welt gesandter Retter (vgl. 1 Joh 4,14)) hamartologischen, schöpfungstheologischen, soteriologischen, eschatologischen und ekklesiologischen Grundintentionen vorgeschaltet. Erst danach folgen die einleitungswissenschaftlichen und wirkungsgeschichtlichen sowie aktualisierenden Überlegungen des Autors. So thematisiert Melzer exemplarisch im Sinne einer Wirkungsgeschichte den sog. „Antichrist“ einerseits als „Pseudo- bzw. „Lügenpropheten“ und als doketische/gnostische „Abtrünnige“ von der johanneischen Glaubensgemeinschaft und andererseits auf „Gott ist Liebe“ als das Attribut Gottes im Sinne eines „wechselseitige(n) Ineinander-Sein(s)“ (82), „vom Bleiben Gottes in uns und unserem Bleiben in Gott“ (114), mit anderen



Worten: „... im Sein und Bleiben in der Liebe Gottes, die ein für allemal durch Jesus Christus vermittelt worden ist“ (130). Der Aspekt „Antichrist“ wird mithilfe des Romans „Der Name der Rose“ von Umberto Eco und Martin Luthers Vergleich anlässlich der „Institution des Papsttums selbst“ (99) in seiner „Vorlesung über den 1. Johannesbrief“ (1527) dargestellt. Für die Aussage „Gott ist Liebe“ (1 Joh 4,8.16) werden als Referenzen sowohl die Enzyklika „Deus caritas est“ von Papst Benedikt XVI. (2005) als auch aus polemischer Sicht das Opus „Das Wesen des Christentums“ (1814) des Philosophen Ludwig Feuerbach angeführt.

„Den 1. Johannesbrief heute lesen“ endet konsequenterweise mit 24 Seiten „Impulsen für das Nachdenken über den christlichen Glauben heute“, um im Sinne der Gadamer’schen „Horizontverschmelzung“ den antiken Text (aus dem Anfang bzw. der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts) im 21. Jahrhundert zu lesen, zu verstehen und „weiterzudenken“ (107) sowie daraus im Esprit Gottes respektive des „Lebensbringer(s)“ (116, 118) Christi im alltäglichen Leben und darüber hinaus an anderen zu handeln (vgl. 1 Joh 4,11-12)! Diese Aktualisierung im Sinne der „Lectio Divina“ für das theologische, spirituelle und christlich-ethische/moraltheologische sowie katechetische Verständnis im Hier und Heute wird durch eine hilfreiche, subjektiv kommentierende Literaturliste des Autors abgerundet.

Im Unterschied zum „Markusevangelium“ von Klaus Bäumlin von 2019 (s. Eulenfish Literatur 1_2020) liegt hier eine leserfreundliche Darstellung des 1. Johannesbriefes vor, die für den Religionsunterricht in der Sekundarstufe I und besonders in der Sekundarstufe II sowie für die Katechese sehr sachdienlich und informativ ist.

Manfred Diefenbach



Martin W. Ramb / Holger Zaborowski (Hrsg.)

Advent trotz(t) Corona

Impulse und Meditationen mit Blick auf Weihnachten

Sankt Ottilien: EOS-Verlag

78 Seiten m. farb. Abb.

14,95 €

ISBN 978-3-8306-8067-3

Was bedeutet Advent, wenn das unsichtbare Corona-Virus Leben bedroht und menschliche Begegnungen auf ein Mindestmaß beschränkt werden müssen? Tastende Antwortversuche wurden zwischen dem 1. und dem 25. Dezember 2020 auf www.kath.de veröffentlicht, die von Martin W. Ramb und Holger Zaborowski in dem vorliegenden Buch zusammengestellt wurden. Es ist ein schönes Buch geworden, denn jeder Text wird von einem Foto einer in St. Agnes in Hamm erstmals gezeigten Krippeninstallation des „Instituts für Inszenierung“ begleitet: Kugeln aus unterschiedlichem Holz und in verschiedener Größe und Anordnung sowie ein herabschwebendes Licht ermöglichen einen ungewöhnlichen Blick auf das weihnachtliche Geschehen; zwei Beiträgen widmen sich dem Konzept dieser abstrahierenden Krippe.

Die 25 kurzen „Impulse und Meditationen mit Blick auf Weihnachten“ wurden vornehmlich von katholischen Autorinnen und Autoren verfasst; Texte haben die evangelische Theologin Margot Käßmann, der muslimische Theologe Mouhanad Khorchide und der jüdische Theologe und Rabbiner Walter Homolka beigesteuert. Der Buchtitel „Advent trotz(t) Corona“ gibt den Tenor der Beiträge treffend wieder.

Die weltweite Pandemie – die, wie die Autoren nicht wissen konnten, Weihnachten 2020 ihren Höhepunkt erreichte – erzwang ein paradoxes Verhalten: Nicht zwischenmenschliche Nähe, sondern Distanz waren geboten, um Gesundheit und Leben anderer nicht zu gefährden. Corona verdunkelte das Leben vieler und konfrontierte jenseits sicherer Alltagsroutinen mit der radikalen Endlichkeit menschlicher Existenz. Zu Recht ergänzt Notker Wolf, dass gleichzeitig weitere Bedrohungen wie Klimawandel, Terror und Krieg sowie Bedrohungen der Demokratie fortbestehen.



Staatsministerin Monika Grütters hält es für einen „Segen“, unter diesen Umständen ein gläubiger Mensch zu sein; Christen können auf die Ankunft des Immanuel im Stall warten. Zwei Autoren weisen darauf hin, dass die beiden bekannten Weihnachtslieder „O Heiland, reiß die Himmel auf“ von Friedrich Spee (GL 231) und „Macht hoch die Tür“ von Georg Weiße (GL 218) in apokalyptischen Zeiten – während des Dreißigjährigen Kriegs – entstanden sind – und dennoch die Hoffnung nicht fahren lassen.

Indem die Pandemie den alljährlichen Weihnachtstrubel verunmöglichte, ermöglichte sie anderes: Entschleunigung, Zeit für Achtsamkeit und ein Nachdenken über die Zusage Gottes an seine Welt. Der „Ich-bin-da“, so Philippa Rath, lässt seine Geschöpfe auch in Corona-Zeiten nicht allein oder – wie Martin Werlen – formuliert: „Immer im Jetzt ist die Ankunft des Herrn.“ (47)

Rabbi Homolka deutet die Kerzen des Chanukaleuchters und auf dem Weihnachtsbaum als das Licht Gottes im Dunkel der Welt. Und der Muslim Khorchide erinnert daran, dass im Koran im Kontext der Geburt Jesu die göttliche Barmherzigkeit besonders betont wird.

Vielleicht sollte man im Advent des Jahres 2021, der bei fortgeschrittener Impfung viel „heller“ sein wird, noch einmal ganz bewusst diese „Impulse und Meditationen“ aus dem vergangenen Jahr nachlesen und sich auf Weihnachten freuen.

Thomas Menges

Tomáš Halík

Die Zeit der leeren Kirchen

Von der Krise zur Vertiefung des Glaubens

Aus dem Tschechischen von Markéta Barth unter

Mitarbeit von Benedikt Barth

Freiburg: Herder Verlag, 2021

207 Seiten

20,00 €

ISBN 978-3-451-38994-8

Die Abwendung von der Kirche ist nicht nur in Westeuropa ein bekanntes Phänomen. Der Prozess lief und läuft auch in den ehemals kommunistischen Ländern des Ostens ab. Zu beklagen ist damit nicht in erster Linie ein Verlust an Einfluss und Macht, sondern, viel tragischer, eine intellektuelle Auszehrung der Institution. Es sind ja gerade die redlich auf der Höhe der Zeit fragenden und suchenden Menschen, die sich mit den verfassten Kirchen Osteuropas, ihren mit der modernen Kultur fremdelnden Hierarchen, deren politischer Positionierung und letztlich deren Art zu denken und zu sprechen nicht mehr anfreunden können.

Der tschechische Theologe Tomáš Halík bemüht sich in seiner an der Touristenmeile gelegenen Prager Akademischen Pfarrgemeinde darum, gerade dieser Gruppe von Menschen ein spirituelles Angebot zu unterbreiten. Seine Schriften sind mittlerweile über seine Heimat hinaus eine Institution, weil die Grundfrage, wie Leben und Glauben jenseits von geistlosem Fundamentalismus einerseits und liberal-pragmatischem Säkularismus andererseits gelingen kann, eine ganz Europa gestellte ist. Halíks „Werkstatt eines bestimmten Stils des Durchdenkens und Durchlebens des Glaubens“ (194) hat eingängige Vokabeln hervorgebracht, etwa den „Zachäus-Menschen“, den „Etwasismus“ oder das „Zeitalter des Karfreitags“. Sie sind Früchte der Überzeugung, dass eine Suche nach der Quelle des Lebens lohnt. Wahrheitsbesitzer links und rechts des Weges werden sich mit dem theologischen Grenzgängertum Halíks freilich nicht anfreunden können.



Im Vorwort seines neuen Buches sind noch einmal einige der schon in anderen Veröffentlichungen niedergelegten zeitdiagnostischen Grundeinsichten in knappster Form abgebildet. Die anschließend abgedruckten Predigten und Betrachtungen des Osterfestkreises stehen dann zunächst unter dem Eindruck der Pandemie. Die „leeren Kirchen“ des Buchtitels verdanken sich dieser Situation, nämlich der Ansprache des Priesters in eine aufzeichnende Kamera hinein. Die leeren Kirchen, in Tschechien ja nicht eine wirklich neue Erfahrung, sind Halík zufolge Signum einer neuen Epoche. Die Pandemie deckt nur auf, was ohnehin längst Faktum und Notwendigkeit ist: Eine bestimmte überkommene Gestalt von Kirche muss sterben, damit die Gemeinschaft der Glaubenden in erneuerter Gestalt auferstehen kann.

In Halíks Büchern wird man vergebens nach konkreten Reformvorschlägen suchen. Seinem Verständnis zufolge dienen die Reformdiskussionen nämlich zumeist ohnehin dazu, den alten Betrieb irgendwie weiterlaufen zu lassen. Nur bisweilen ist ein Randkommentar zu aktuellen Streitthemen zu vernehmen, etwa wenn das Verständnis der Eucharistie als panis viatorum herausgestellt und damit

abgegrenzt wird von der impliziten lehramtlichen Auffassung, der Kommunionempfang sei eine „Torte für den Klassenbesten in der Schule Gottes“ (165). Zentral ist für Halík vielmehr die Einsicht, dass eine neue Gestalt von Kirche nur dort entstehen kann, wo der Glaube selbst sich erneuern lässt, wo er von der Oberfläche des Katechismuswissens zu einer Tiefe durchdringt, in welcher die Existenz des Menschen berührt ist. Die leeren Kirchen sind für Halík letztlich eine Botschaft Gottes, ein Wüstenaufenthalt, ein deutlicher Schubser des Herrn, um der Einkehr den Weg zu bereiten.

Insofern überrascht es nicht, wenn die Themen der geistlichen Betrachtungen sich nicht nur von der ekklesiologischen Problematik schnell lösen, sondern der Pandemieanlass der Veröffentlichung in den Hintergrund rückt. Im Zentrum stehen nun Reflexionen über die Bedeutung von Leid und Kreuz, von Auferweckung und Verwandlung sowie dem Wegcharakter des glaubenden Daseins. Halíks Begleiter bei der Aufschlüsselung der Symbole des Lebens, der Heiligen Schrift und des Glaubens sind die christlichen Mystiker und Existenzialisten, aber auch Psychologen sowie mancher gelehrte Rabbiner.

Meditationen sind nicht darauf gerichtet, Informationen zu transportieren, sondern tief im Innern Gewusstes, durch Alltagsorgen, kulturelle Oberflächlichkeit, häufig niveaues Kirchensprech Verdecktes ins Bewusstsein zu heben. Das leistet das Büchlein hervorragend. Wer Halíks Schriften kennt, lebt mittlerweile mit den Wiederholungen. Es lohnt, die 200 Seiten abschnittsweise zu studieren.

Günter Nagel

Charles de Foucauld

Allen ein Bruder

Passwörter einer Spiritualität für unsere Zeit

Herausgegeben von einer Gruppe Kleiner
Schwestern und Kleiner Brüder

Aus dem Französischen von Marianne Bonzelet
mit Mitgliedern aus der Geistlichen Familie

München: Verlag Neue Stadt. 2020

191 Seiten

18,00 €

ISBN 978-3-734631214-5

Der selige Charles de Foucauld, der von 1858 bis 1916 lebte, zeigte in seinem Denken und Glauben mögliche Wege geistlicher Vertiefung auf. Aufrichtig demütig zu sein, war sein Ziel. Er suchte den „letzten Platz“ in dieser Welt und wollte – in der Nachfolge Christi – ein „Unbekannter“ sein, „zu den Verlassensten“ sich begeben, nach Marokko und Nordafrika.

Die Menschen dort begegnen ihm sehr offen und mit großem Vertrauen. Er bewundert die Schönheit der Natur, die Schöpfung, das Heilige Land und den Nahen Osten. In jedem Lächeln, das ihm geschenkt wird, erkennt er Gottes Spuren. 1897 schreibt Charles eine kleine Betrachtung in Nazareth: „Jeder Arme, jeder Bedürftige, jeder Betrübte, jeder Leidende ist Jesus!“ Mit zärtlicher Emphase sieht er das Antlitz Christi in seinem Nächsten. Mit Zuneigung und Herzenswärme bewegt er sich auf die anderen zu, ob gläubig oder nicht. Wer Menschen liebt, so sagt Charles de Foucauld, der ist auch fähig, Gott zu lieben. Unmöglich sei es, Gott zu ehren und zu lieben, ohne die Menschen lieben zu wollen. Am 7. November 1892 schreibt er: „Die Frömmeler, die Gott lieben wollen, ohne die Menschen zu lieben, träumen einen Unsinn.“



Wenn wir die existenziell kolorierten Betrachtungen von Charles de Foucauld studieren, entsteht ein anderes, ein neues, lebendiges Bild von Kirche, das uns heute spirituell beflügeln kann. Der Geist eines Evangeliums der Güte scheint auf in den Darlegungen, die brieflich und so oft beiläufig von ihm werden notiert. Immer wieder wünscht sich Bruder Karl Einfachheit. Geistliche Stärkung erwächst nicht aus vielen Worten, vielleicht aber aus einem „schweigenden Aufblick zu Gott“ und einer „schweigenden Gefühlsbewegung des Vertrauens“. Auch von Anfechtung, Zweifel und Glaubenskrisen spricht Charles de Foucauld. Sein Weg führt durch Betrübnisse und in manche Seelenfinsternis. Doch dem Evangelium Jesu Christi bleibt er treu. Die Frohe Botschaft lehrt ihn, „dass alles in die Liebe einbezogen werden muss“ – alles und alle. Er lernt in Afrika die Sprache der Tuareg, als er von 1904 bis 1916 als Priester unter ihnen lebt. Am 1. Dezember 1916 wird Charles de Foucauld in Algerien, in der Klausur von Senussi, im Zusammenhang mit dem Ersten Weltkrieg ermordet.

Sein Vermächtnis wird heute von vielen Menschen weitergetragen – darunter die Geistliche Familie der Kleinen Schwestern und Kleinen Brüder –, die sich von seinem Schrifttum und dem Beispiel seines Lebens inspirieren und erfüllen lassen. In diesem Buch werden Passagen aus den Schriften und Briefen thematisch geordnet, um mögliche geistliche Wege in unserer Zeit aufzuzeigen, nicht mahnend und streng, sondern einladend, liebevoll und freundlich. Gottes Güte leuchtet aus den Schriften von Charles de Foucauld hervor. In seinem letzten Lebensjahr schrieb er im Tagebuch: „Wenn man von Jesus erfüllt ist, ist man voller Liebe. Man geht zu denen, deren Heil man möchte, so wie Jesus es in seiner Menschwerdung getan hat. Man tut eilig das Gute, denn die Liebe drängt und will keine Verzögerung.“ Drängen heißt nicht bedrängen oder aufdrängen, sondern gütig zu schenken. Von innen her bewegt von Gottes Liebe hat Charles de Foucauld durch das Zeugnis seines Lebens und seine Schriften das Evangelium von der Güte glaubwürdig verkündet. Allen, die den Priester, Mönch und Eremiten, dessen bevorstehende Heiligsprechung von Papst Franziskus am 3. Mai 2021 im Konsistorium bekanntgegeben wurde, näher kennenlernen möchten, sei dieses Buch zur Lektüre und Betrachtung empfohlen.

Thorsten Paprotny

Thomas Quartier
Rituale Leben
Suchbewegungen im Mönchtum

Würzburg: Echter Verlag, 2021

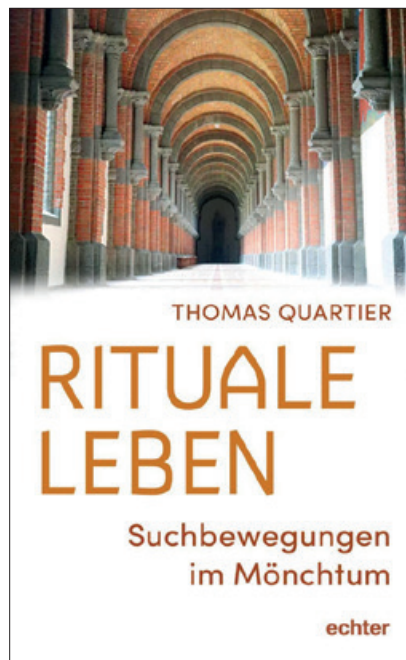
200 Seiten m. s-w Abb.

16,90 €

ISBN 978-3-429-05527-1

Nach „Das Kloster im eigenen Leben. Monastische Spiritualität als Provokation“ (2016), „Heilige Wut. Mönch sein heißt radikal sein“ (2018) und „Lebenslieder. Ein Soundtrack für Klosterspiritualität“ (2019) erkundet der Benediktinerpater Thomas Quartier, Mönch der Abtei Keizersberg und Professor für Monastische Studien an der Katholischen Universität Leuven (BE), mit dem vorliegenden Band abermals die Relevanz von Klöstern für unsere heutige Gesellschaft. Grundmelodie dieser Suchbewegung ist die Frage nach Ritualen, die in Krisen- und Übergangszeiten Halt und in den Vollzügen des Alltags Struktur geben können.

Die Überlegungen gliedern sich in 10 Kapitel, die jeweils mit einer Schwarz-Weiß Fotografie eröffnet werden, die mehr als bloß schmückende Beigabe sind. Dem Kapitel „Zeit für Rituale“ ist beispielsweise der Blick auf ein leeres Chorgestühl vorangestellt, dem Abschnitt „Ritueller Haltung“ ein Foto, das eine leere Bank am Waldrand zeigt. Welche Bedeutungszusammenhänge deuten sich hier an? Welche Resonanzen evoziert das Zusammenspiel von Bild und Text? Welche Symbolik prägen die „rites de passage“, um es mit Arnold van Gennep zu sagen, die sich in jedem Leben ereignen?



Quartier legt keinen Ratgeber vor, der leichtfertig Tipps oder schnelle Antworten gibt, er schreibt vielmehr wohltuend essayistisch, fragend und suchend und regt stets zum Mit- und Nachdenken an. Genau in der Mitte des Buches öffnet sich der „Raum für Rituale“ – ein Kapitel, das von einem besonderen Bild flankiert wird. Die Leser und Leserinnen schauen auf die Rückenansicht einer übermenschlich großen Muttergottesfigur mit Jesuskind auf dem Arm, die oberhalb einer Stadt installiert ist – vis-à-vis mit Hochhäusern und verschachtelten Wohnblocks im Tal. Im dazugehörigen Essay führt Quartier aus – ohne auf das Bildmaterial Bezug zu nehmen –, wie es um die Bedeutung ritueller Räume steht. Dass viele Kirchen nur noch sonntags geöffnet sind und dadurch den Eindruck erwecken, „als nähmen sie sinnlos Raum in Anspruch, der nur unnötig Geld kostet“, kontrastiert er mit den rituellen Räumen des Klosters, die weder multifunktional noch neutral seien, und diagnostiziert: „Wenn das Verlangen, rituell zu handeln, nicht mehr räumlich verortet ist, schwindet damit auch das Bewusstsein der geistlichen Offenheit [...]“. Ein ritueller Raum müsse im besten Sinn ein Platzhalter, ein „Freiplatz“, ein Lebensraum für viele sein, der sich nicht allein durch

seine Funktionalität verstehen, geschweige denn erleben lasse. Vielmehr sei gerade durch die „Non-Funktionalität des rituellen Raums“ eine Chance für Identität und Offenheit, für Stabilität und Flexibilität gegeben. Was das konkret heißen könnte, deutet Quartier mit dem Hinweis auf „Kerzenständer bei einer Ikone“ oder den „Fürbittenbüchern, in denen Menschen [nicht nur Katholiken!] ihre persönlichen Nöte und Bitten niederschreiben“ nur an. Hier werde jedenfalls die Offenheit einer rituellen Handlung in einem christlichen Raum nicht als Gegensatz zur eigenen Identität erfahren.

Die „Suchbewegungen“, die Quartier von aktuellen Situationen ausgehend unternimmt, halten stets auch Rückschau in die Traditionen klösterlichen Lebens und fragen nach den Quellen des Mönchtums und ihren Potenzialen für die Gegenwart: „Rituale leben bedeutet nicht leere Routine, sondern ständige Identitätsfindung durch ein Repertoire, in dem es sich leben lässt. Wenn viele sich in der Pandemie in einem unfreiwilligen Kloster wähten, dann reicht es nicht, die Abgeschlossenheit zu betonen. Vielmehr muss man auch die Offenheit der klösterlichen Lebensform in der eigenen Situation entdecken. [...] Nur wer wirklich offen ist für die wunderbaren geschenkten Situationen des rituellen Lebens, wird die Antwort für sich finden können.“

Das Buch ist leicht zu lesen und selbst ein „Rituallaboratorium“, das dazu anregt, sich mit dem Thema rituelle Handlungen, Lebensstruktur und Identität zu beschäftigen.

Sr. Raphaela Brüggenthies OSB

Philippa Rath (Hg.)

„Weil Gott es so will“

**Frauen erzählen von ihrer Berufung zur Diakonin
oder Priesterin**

Freiburg: Herder Verlag, 2021

299 Seiten

25,00 €

ISBN 978-3-451-39153-8

Das von St. Philippa Rath, Benediktinerin der Abtei St. Hildegard in Rudesheim-Eibingen, herausgegebene Buch verdankt sein Entstehen dem „Synodalen Weg“. Sr. Philippa wurde nämlich als Delegierte des „Synodalen Weges“ in das Forum „Frauen in Diensten und Ämtern der Kirche“ gewählt und arbeitet dort in einer Untergruppe mit, die sich mit der theologischen Argumentation im Blick auf die Teilhabe von Frauen am sakramentalen Ordo befasst. In diesem Zusammenhang kontaktierte sie zwölf Frauen mit der Bitte, ihre persönliche Berufungsgeschichte zur Diakonin oder Priesterin zu berichten. Innerhalb von 5 Wochen erreichten sie dann 150 Zeugnisse von Frauen, die sich zum Diakonen- oder Priesteramt berufen fühlen, aus bekannten Gründen diese Berufung aber nicht leben können.



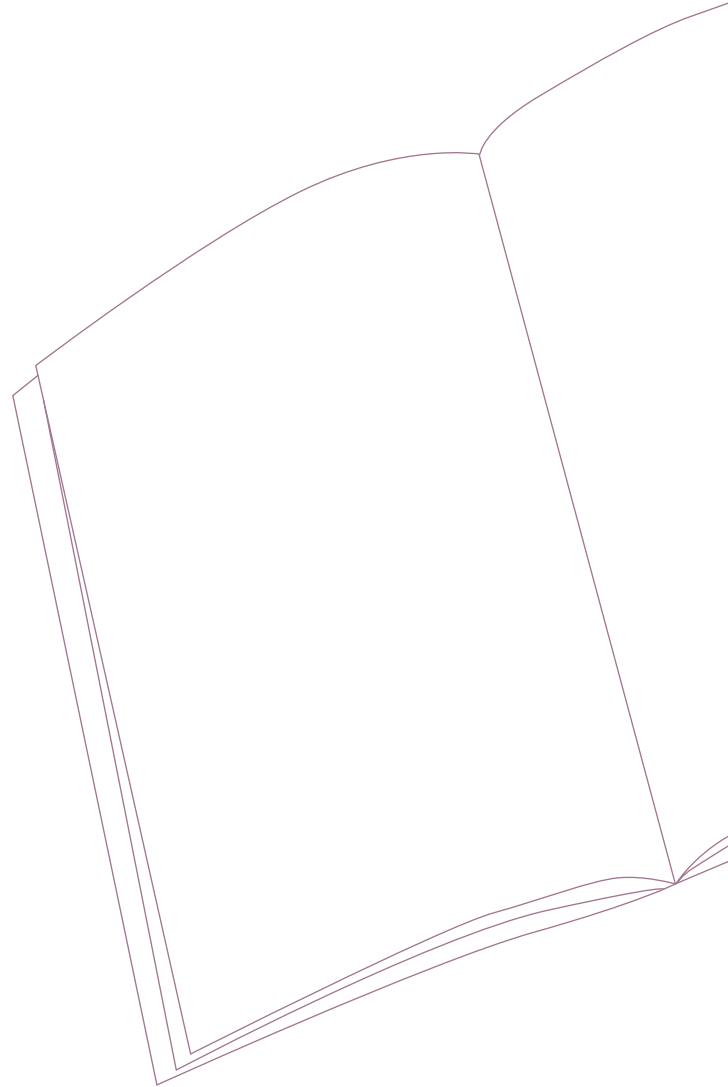
Der Hauptteil des Werkes besteht in diesen 150 Lebenszeugnissen. Viele der Zeuginnen haben sich mit dem zweitbesten Weg begnügen müssen und konnten als Gemeindereferentinnen, als Lehrerinnen oder auch als Ordensfrauen wenigstens einen Teil der Berufung leben und haben darin dann auch ein gewisses Maß Sinn und Zufriedenheit erfahren. Allerdings stellt sich für fast alle die Frage nach dem Amt und der Sakramentenspendung. Immer wieder wird als nicht organisch empfunden und angesprochen, dass eine Frau, die z.B. einen Kranken und Sterbenden begleitet, das Sakrament der Krankensalbung nicht selbst spenden, die Beichte nicht hören und keine Lossprechung zusagen darf, sondern dass dazu ein Priester gerufen werden muss, der die Situation des Kranken und seiner Familie bestenfalls aus zweiter Hand kennt. Einige wenige Frauen verstehen sich selbst dennoch als Priesterin, definieren das, was sie tun, als priesterlichen Dienst. Dabei ist zu beachten, dass das eigene Tun von theologisch gut ausgebildeten Frauen weitgehend davon abhängig ist, was der jeweilige Chef, also der zuständige Priester, ermöglicht und zulässt.

Aus vielen Zeugnissen etwas älterer Frauen ist zu folgern, dass die Lage für theologisch gebildete und interessierte Frauen in den Jahren nach Konzil und Würzburger Synode günstiger oder zumindest hoffnungsvoller war, während das Pontifikat von Johannes Paul II. verschiedentlich als Rückschritt beschrieben wird, das Möglichkeiten beschnitt und Hoffnungen dämpfte.

Einige Frauen betten die Frage nach der Frau im Amt der Kirche in die umfassendere Frage nach dem Amt in der Kirche ein. So formuliert eine Frau: „Wenn wir als Frauen über Frauen im Priesteramt reden, müssen wir m.E. zuerst über das Amt selbst reden“ (Nr. 58). Oder: „Ich bin mir nicht sicher, ob ich das möchte, in der Ämterstruktur, wie sie im Moment in unserer Kirche gelebt wird, Diakonin zu sein, oder ob sich nicht vorher grundlegend das Amtsverständnis ändern muss“ (Nr. 137).

Die große Mehrzahl der Frauen ist trotz der nicht im Vollsinn lebbarer Berufung in der Kirche verblieben und hat sich arrangiert. Nur wenige der Zeuginnen sind konvertiert oder ausgetreten. Für die anderen Frauen ergibt sich die Notwendigkeit, zwischen der eigenen Berufungsgeschichte und der Kirche, die sich den Frauenberufungen verweigert, ausgleichen zu müssen, um zu einem lebbarer Kompromiss zu kommen. Eine Frau, die heute in einer Ordensgemeinschaft lebt, benennt es so: „Verzeihen. Der Kirche verzeihen, dass sie so ist wie sie ist. Gott verzeihen, dass er das zulässt“ (Nr. 143).

Stephanie Hartmann



Klaus Mertes

**Den Kreislauf des Scheiterns durchbrechen
Damit die Aufarbeitung des Missbrauchs am Ende
nicht wieder am Anfang steht**

Ostfildern: Patmos Verlag, 2021

79 Seiten

12,00 €

ISBN 978-3-8436-1349-1

Nach der Aufdeckung erschreckend vieler Fälle sexueller Gewalt durch Priester und Ordensleute, die in der Vergangenheit häufig vertuscht wurden, um das Ansehen der Kirche zu schützen, steht die Kirche nun vor dem Problem verlorener Glaubwürdigkeit. Durch eingreifende Reformen zur Beseitigung systemischer Ursachen ist eine „Aufarbeitung“ nötig, die diesen Namen wirklich verdient. Das ist das Thema dieses engagierten Büchleins des Jesuiten Klaus Mertes, der 2010 die Aufdeckung der Missbrauchsfälle am Canisius-Kolleg in Berlin in Gang gebracht hatte.

Seine Hauptthese ist, dass Aufarbeitung nur gelingen kann, wenn das letztlich egoistische, nach wie vor auf das Image der Kirche gerichtete Ziel der Zurückgewinnung von Glaubwürdigkeit hinter der Gerechtigkeit für die Betroffenen zurückgestellt wird. Paradox formuliert: Glaubwürdigkeit kann nur zurückgewonnen werden, wenn es der Kirche nicht mehr vorrangig um Glaubwürdigkeit geht. Denn: „Die Drehung um sich selbst hört so nicht auf.“ (21) So gerate man nur tiefer in einen „Kreislauf des Scheiterns“ (7). Mertes erläutert das Problem exemplarisch an den Ereignissen in der Erzdiözese Köln, wo Kardinal Woelki entgegen früherer Versprechen das Gutachten der Münchner Kanzlei Westpfahl Spilker Wastl zunächst nicht veröffentlichte – um Priester zu schützen, und damit fast jegliche Glaubwürdigkeit verspielte. Da dies kein Einzelfall sei, beschreibt Mertes das kirchliche Handeln als eine „umgekehrte Echternacher Springprozession – ein Schritt vor, zwei Schritte zurück“ (12). Mertes plädiert schließlich sogar dafür, dass gläubige Katholikinnen und Katholiken ihr Verbleiben in der Kirche nicht davon abhängig machen sollten, dass sie eines Tages wieder glaubwürdig sein würde – denn dieser Tag sei sehr fern.



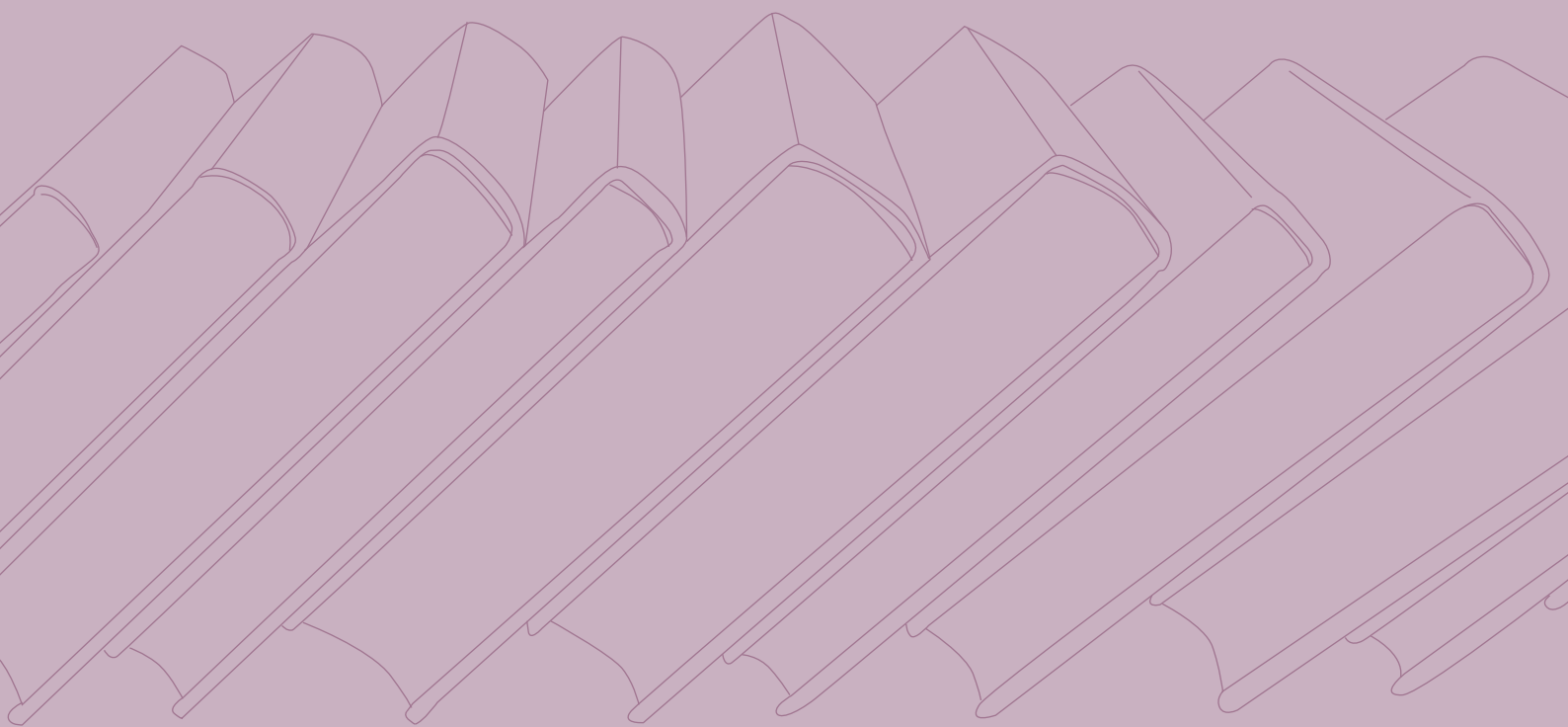
In einem wichtigen Abschnitt geht es Mertes um Rollenklärung im Prozess der Aufarbeitung. Dabei kritisiert er massiv, dass Kirchenvertreter behaupteten, die Kirche stünde an der Seite der Opfer, anstatt anzuerkennen, dass die Kirche mit ihren Strukturen der Vertuschung die meiste Zeit eindeutig auf der Seite der Täter stand (35). Dies zu überspielen oder zu verdrängen mache Aufarbeitung zunichte. Auf der Seite der Täter gestanden zu haben, erfordert schließlich einen viel großzügigeren Täter-Opfer-Ausgleich, als er bisher zugestanden wurde. Vor allem aber sei eine Beteiligung der Betroffenen in wirklich unabhängigen Aufarbeitungsgremien erforderlich. Gibt die Kirche diese Gremien nicht wirklich aus der Hand, komme es immer wieder zur Instrumentalisierung der Betroffenen – wie eben auch im Erzbistum Köln. Betroffene dürfen nicht verpflichtet werden, der Kirche bei der Aufarbeitung „zu helfen“. Sie dürfen dabei nicht auch noch „zur Diskretion verpflichtet werden, weil sie dann wieder in das Schweigen hineingezogen werden, aus dem sie gerade herausgetreten sind (46). Besonders wichtig sei eine Veränderung des Kirchenrechts, so dass Betroffene in Verfahren gegen Kleriker zumindest als Nebenkläger auftreten könnten, was bisher nicht möglich ist (45).

Der letzte Abschnitt ist dem „Synodalen Weg“ gewidmet. Mertes betont dabei zu Recht, dass die vier Themen des Synodalen Weges nicht erst seit dem Aufdecken des sexuellen Missbrauchs auf dem Tisch liegen und auch nicht nur als strukturelle Prävention verstanden werden sollten. Vielmehr beziehen sie „ihre Legitimation aus sich selbst“ (64) Sie setzen die Reformagenda des Zweiten Vatikanischen Konzils fort und sind längst überfällig. Mit klaren Worten plädiert er für mehr Gerechtigkeit in der Kirche, die Verbesserung der Rechtskultur, die Anerkennung der Gewissensfreiheit (am Tag, als ich dies schreibe, lese ich, dass Joseph Ratzinger, der frühere Papst Benedikt XVI., hinsichtlich der Ehe für alle von einer „Deformierung des Gewissens“ sprach) und der gleichen Würde alle Menschen unabhängig vom Geschlecht und der sexuellen Orientierung. Das alles könne freilich nur gelingen, wenn es der Kirche nicht mehr in erster Linie um sich selbst und ihre Glaubwürdigkeit gehe. Glaubwürdigkeit werde dann allenfalls als „Kollateralgewinn“ wieder möglich (70).

Klaus Mertes hat ein gut (und schnell) lesbares Buch vorgelegt. Man würde sich wünschen, dass es auch von möglichst vielen Bischöfen gelesen und ernst genommen würde.

Gerhard Kruip

— KUNST / LITERATUR



Jochen Hörisch
Hände
Eine Kulturgeschichte

München: Carl Hanser Verlag, 2021

304 Seiten m. s-w Abb.

28,00 €

ISBN 978-3-446-26774-9

„Wer nicht handelt, wird behandelt.“ Handel ist keineswegs nur eine Kategorie der Wirtschaft, und erst recht führen die Händel oder die sprichwörtlichen Handgreiflichkeiten in eine andere Welt. Bei Licht besehen ist also das Körperorgan „Hand“ weit mehr als eine raffinierte Vorrichtung zum Greifen. Haptisch geht es im Leben überhaupt zu, und Be-Greifen ist alles. Wer sich, mit Hilfe dieses Buches erst recht, erst einmal auf die Suche macht, in Alltagsleben und Sprachgebrauch die Bedeutung der Hände zu erkunden, wird überraschende Entdeckungen machen: Wer denkt schon bei Manieren oder Manager an die Programmatik ihrer sprachlichen Herkunft? Wer assoziiert mit Emanzipation das Faktum, dass wir Menschen erst einmal in die Hände anderer geraten, bevor wir unser Leben hoffentlich selbst in die Hand nehmen lernen? Und dass alles, was vorhanden ist, der Wahrnehmung und Bearbeitung bedarf – und das keineswegs nur chirurgisch – ist nicht von der Hand zu weisen. Genug der einführenden Wortspielereien – für einen assoziationsstarken Kulturalisten wie Jochen Hörisch ist jedenfalls ein reichhaltiges Metaphernfeld gefunden, das zum Vermessen förmlich einlädt und bis zu den berühmten Letztfragen führt. Warum denn sonst die spirituelle Handauflegung und das Reden vom Handeln Gottes?

Keine Frage: „Menschenhände haben plastische und autoplastische Fähigkeiten“ (97), man kann sogar mit ihnen reden. „Bis heute ist es nicht möglich, die Hände von Robotern mit einer Geschicklichkeit und Empfindungsfähigkeit auszustatten, die der menschlichen Hand auch nur entfernt entspricht.“(107) Drei reichhaltige Kapitel sind es, in denen der ungemein belesene Kultur- und Medienwissenschaftler das riesige Gelände abschreitet. Zuerst geht es um „die Phänomenologie der Hand“,



angefangen natürlich beim Physiologischen bis hin zum praktischen und kommunikativen Vermögen. Unter der Überschrift „Von der Hand Gottes zur unsichtbaren Hand des Marktes“ steht zweitens die (heils-) ökonomische Metaphorik im Vordergrund, sei es in ausdrücklich theologischer Gestalt oder in der säkularen Logik einer sich selbst organisierenden Wirtschaft. Im dritten Abschnitt „Die öffentliche und die private Hand“ geht es um jene gesellschaftlichen Differenzierungen, die die Signatur der Noch- und Nachmoderne ausmachen.

Der durchaus unterhaltsame Reiz der gelehrten Abhandlung ergibt sich nicht nur aus dem Facettenreichtum der Darstellung und der flüssigen Sprache. Es sind vor allem die vielen Abbildungen – nicht nur Dürers Hände! – und die reichhaltigen Zitate aus Dichtung und Literatur, die die Lektüre zur Fundgrube machen und zu weiteren Spiegelungen des Themas förmlich einladen (allein 30 Seiten Literatur und Anmerkungen). Der gelernte Germanist breitet die Schätze seines offenkundig prall gefüllten Zettelkastens und Zitatenspeichers aus; das kunstfertige Assoziieren und Vernetzen unterschiedlicher Informationsprovinzen und Sinngegenden war

schon immer ein Markenzeichen des bekannten Medienforschers (immer noch lesenswert z.B. Brot und Wein. Die Poesie des Abendmahls, Frankfurt 1992). Besonders die Werke von Goethe und Thomas Mann, auch Heinrich Heine, werden hier bis in Details herangezogen und offenbaren in der Tat eine erstaunliche Sensibilität für das Leitmotiv. Denker wie der junge Martin Heidegger dürfen nicht fehlen: „Zuhanden sein kann nur, was vorhanden ist.“ (73f) Eingestreut in die sprühende Komparatistik des Fließtextes sind meisterliche Kurzexkurse, z.B. zur Fiktionalität (in) der Literatur (74) – von der Fülle oft entlegener Zitate ganz zu schweigen. Kurzum: ein Lese- und Lernvergnügen im besten Sinn bildungs-bürgerlicher Prägung und intellektueller Lust mit hohem Informationsgehalt.

„In deine gütigen Hände empfehle ich meinen Geist“. Ganz selbstverständlich ruft der Pfarrerssohn Hörisch biblische und christliche Metaphorik in Erinnerung (189f). Jeder Blick in eine biblische Konkordanz zeigt schnell den zentralen Stellenwert für die metaphorische Rede von Gott, und in der klassischen Ikonografie ist die segnende Hand, gern aus dem Regenbogen der himmlischen Welt, Inbild für den nah-fernen Gott und seine Führung auf Erden. In theologischer Perspektive freilich wünschte man sich, Hörisch hätte hier genauso sorgfältig und textgenau interpretiert wie bei den Texten von Goethe oder Thomas Mann. Es bleibt etwas leichtfüßig bei kurzen Zitaten ohne differenzierenden Kontext und hermeneutische Vermittlung. Immerhin rückt die theologisch zentrale Frage, ob und wie von einem Handeln Gottes in der Welt noch gesprochen werden könne, von der Sache her im zweiten Kapitel in den Vordergrund.

Dass Hörisch derart vielfarbig die übliche „Handvergessenheit“ (61, 73, 111) aufhebt, ist jedenfalls ebenso spannend wie anregend. Etwas anscheinend Selbstverständliches derart als nicht-selbstverständlich in den Blick zu nehmen, hat ja mit dem Wesen von Spiritualität zu tun und mit dem Sinn auch des Religionsunterrichtes. Es lohnt sich, dieses Buch in die Hand zu nehmen.

Gotthard Fuchs

Rüdiger Sünner

Zeige deine Wunde

Kunst und Spiritualität bei Joseph Beuys

München: Europa Verlag. 2021 (Jubiläumsausgabe)

221 Seiten m. s-w. Abb.

18,00 €

ISBN 978-3-95890-349-4

Der Strom intellektueller Deutungen zur Kunst ist gewaltig; die Auffassung des Ästhetischen als eines „sinnlichen Scheinens der Idee“ (Georg W.F. Hegel) öffnete Schleusen, die die Abstraktion der Moderne und ihre konzeptuellen Ansätze noch weiter aufstießen.

Rüdiger Sünner, 1953 in Köln geborener und heute in Berlin tätiger Filmemacher und Musiker, stellt seine sensible spirituelle „Spurensuche“ im hochkomplexen und vielgestaltigen Gesamtwerk Joseph Beuys' eigenwillig mitten in diesen Strom hinein – ohne der akademischen Deutungslogik zu folgen. Was er erspürt hat, präsentiert der eindrückliche Film „Zeige deine Wunde“ von 2015. Fundierte Erkenntnisse sowie teils sehr persönliche Empfindungen und Gedanken schrieb der freie Autor während der Film-Produktion nieder und veröffentlichte sie schon damals im gleichlautenden Buch, das nun im Jubiläumsjahr zum 100. Geburtstag von Joseph Beuys am 12. Mai 2021 neu aufgelegt wurde. Der subjektive, immer wieder das eigene Erleben schildernde Zugang Sünners ist dabei von intensiven Recherchen zur Biographie des Künstlers, zu Entstehung und Kontext der Werke von subtilen frühen Zeichnungen bis hin zu medienwirksamen Installationen oder Performances der späteren Jahre begleitet. Der erste Satz des Buches „Als ich 16 war, hatte ich einmal früher Schulschluss als sonst ...“ leitet die erste Begegnung mit einem Werk des Künstlers in der Kölner Kunsthalle („Das Rudel“) ein, lässt jedoch von der Reflexionstiefe der Betrachtung noch nichts ahnen. Er soll wohl gleich zu Beginn eine entscheidende Voraussetzung für eine fruchtbare Begegnung mit Beuys beschreiben: die Bereitschaft, der intuitiv-emotionalen Ebene einen Raum zu geben, wie sie bei jungen Menschen oftmals noch authentisch ausgeprägt ist und später zumindest im Unbewussten weiterlebt.



Die frühe Berührung erweist sich für Sünner als ein Wegweiser und ihre spätere Wiederholung und Vertiefung als ein Heilmittel im umfassenden Sinne des Wortes. Beuys sei – so Sünner mit einer Formulierung C. G. Jungs – ein „verwundeter Heiler“ (15) gewesen, dessen Kunst sich zwischen den Polen „Kälte und Wärme, Verwundung und Heilung“ abspielt habe. Als Student stillt der Autor seinen Erkenntnisthirst, den die rational-wissenschaftliche Abstraktion nicht befriedigen konnte, etwa mit dem Besuch der internationalen Kunstausstellung documenta 6 in Kassel 1977. Er trifft dort wiederum auf Beuys und dessen Wärme verströmende, goldgelb glänzende Honigpumpe zwischen den zeittypischen angestregten Theoriedebatten, von denen sich die zugewandte Gesprächshaltung des „Heilers“ stets abhob. In der späteren Reflexion werden diese Eindrücke bereichert um die kulturhistorischen und ökologischen Implikationen, auf die sich Beuys mit dem Thema der Biene und ihrer „plastischen“ Produkte Honig und Wachs bezog. Solche Begegnungen ließen den Filmemacher seine eigentliche Berufung außerhalb der Universität finden, und ihre Schilderungen ermöglichen den Lesern heute, die Hintergründigkeit eines oft verlachten Oeuvres zu erahnen und vielleicht sogar zu erschließen.

Intensiv und erfolgreich bemüht sich Sünner um eine verständliche Darstellung des künstlerischen und zugleich schamanistischen Selbstverständnisses des Niederrheiners, der katholisch erzogen und trotz seines späteren Kirchenaustrittes von spirituellen Kernelementen seines ursprünglichen Glaubens weiterhin getragen wurde – auch wenn diese sich mit einer unorthodox aufgefassten Anthroposophie und keltischen Mythologie verbanden und in einer auf Transformation ausgehenden Kunst selbst transformiert wurden. Ausdrücklich – etwa in Interviews – wie symbolisch bezieht sich Beuys auf Christus, so als Gekreuzigter in Plastilin geformt auf einem zentralen Essteller der „Ausschwitz-Demonstration“ – einer zwischen 1956 und 1964 entstandenen Vitrine (im Landesmuseum Darmstadt); im „schwebenden“ Großkreuz des Kriegerdenkmals von Büderich (1959); nach der Attacke 1964 im Aachener Audimax, als er blutend ein Kreuzifix erhebt (von Sünner leider nicht erwähnt); bei einer Fußwaschung in der Karwoche 1971 in Basel (während der Aktion „Celtic“). In das schottische Rannoch-Moor, das in heidnischer Zeit als Tor zur Anderswelt betrachtet wurde, taucht Beuys ein und in der Haltung des Gekreuzigten wieder auf; auf einem Foto vor einem Bunker mitten im Moor lässt er sich in dieser Haltung ablichten und manifestiert damit, wie Sünner vermutet, eine Versöhnungsgeste gegen den barbarischen Totenkult der Vorzeit und den Kriegswahnsinn der Gegenwart (161): der Gekreuzigte als Symbol des Auftauchens und Auferstehens aus Leiden und Tod, als Ausdruck vollständiger Transformation durch und nach dem Eintauchen in die „Unterwelt“.

Joseph Beuys hat seine Geburt als „Ausstellung einer mit Heftpflaster zusammen gezogenen Wunde“ (vgl. 118) beschrieben – alle Zitate und Quellen werden im Buch genau belegt – und war nach einem Absturz über der Ukraine während seines Einsatzes bei der Luftwaffe im Zweiten Weltkrieg bewusstlos und schwer traumatisiert; eine ebenfalls lebensbedrohliche Depression in den 1950er Jahren überlebte er nur dank der intensiven Fürsorge der niederrheinischen Familie van der Grinten, die heute auf Schloss Moyland eine der weltweit bedeutenden Beuys-Sammlungen zeigt. Beuys' Kunst ist nicht zuletzt ein „Projekt des Trauerns“ (Gene Ray, 111), das die Begegnung mit dem Dunklen, Abgespaltenen, Abgesonderten, dem oft mit Abwehr und Ekel Verbundenen sucht, um es zu integrieren und ins Licht zu führen.

Rüdiger Sünner bemerkt, dass Transzendenz bei Beuys vorsichtig anklinge, ohne sich aufzudrängen; das schmälert nicht die oft gleichsam „sakramentale“ Wirkung vieler seiner Wandlungs-Zeichen, die erstaunlicherweise material – gerade unterhalb der Idee, eher das Unbewusste berührend – eben jene seelische Umwälzung auslösen können, auf deren wunderbares Potential sie hinweisen. An diese Kraft glaubte der Romantiker Beuys schon mit 22 Jahren als er schrieb: „Doch aus steintoten Herzen / sollen die lebenden wachsen wie die blaue Blume / Und jede Blüte soll wieder / Ein schlagendes Steinerherz gebären.“ (166) Der Titel „Zeige deine Wunde“ ist einer heute im Münchener Lenbachhaus ausgestellten Installation von Beuys entnommen, die ebenfalls Erstarrung und Todesnähe mittels zweier Leichenbahnen erschreckend spürbar macht und mit Kinderschrift in Kreide auf Tafel eben jene zarte Aufforderung zum Offenlegen der Schmerzquelle enthält, was Wandlung und Heilung ermöglicht.

Noch ein Hinweis: In der Reihe „Zeitgeschichte in Lebensbildern – Katholische Persönlichkeiten des 20. und 21. Jahrhunderts“ (hrsg. von Jürgen Aretz u.a.) wird Wolfgang Bergsdorf Beuys als religiöse Künstlerpersönlichkeit vorstellen, die vor allem als großer Kommunikator gewirkt habe.

Rita Anna Tüpper

Michael Triegel

Cur Deus

Leipzig: Edition Galerie Schwind 2020

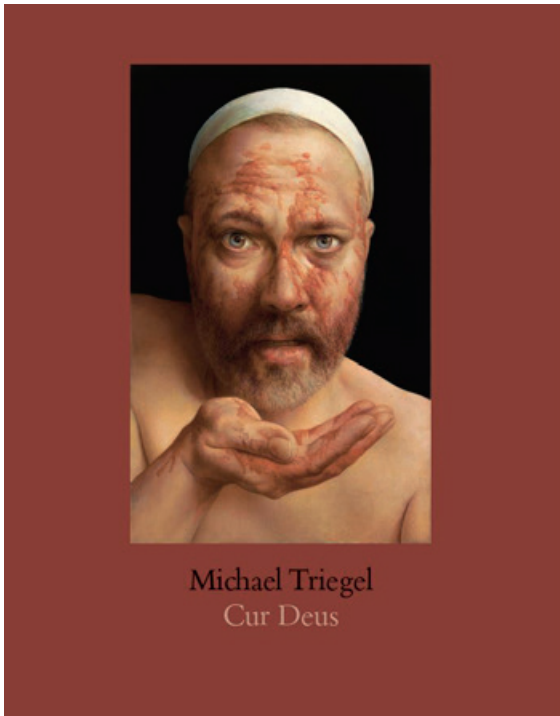
120 Seiten m. farb. Abbildungen

19,90 €

ISBN 978-3-932830-77-8

Ein bärtiger Mann mittleren Alters blickt den Betrachter eindringlich an. Die blauen Augen und der Mund sind geöffnet, die rechte Hand unters Kinn geführt, die Haare von einer Haube bedeckt. Das Gesicht und die angehobene Hand sind voller Blut. Dieser verwundete Mann – ein Mensch wie du und ich – ist niemand anderes als der Künstler selbst, Michael Triegel. Und er fragt: „Cur Deus“? Hofft er mit der zur Schale geformten Hand eine Antwort aufzufangen – vom unsichtbaren Gott oder den ihm zugewandten Betrachtern?

Dieses Selbstporträt befindet sich auf dem Cover des Katalogs, der die Ausstellung „Cur Deus – Warum Gott“ begleitete. So ungewöhnlich das Thema der Ausstellung war, so ungewöhnlich ist der Katalog geraten. Für die vom Künstler kuratierte Schau in der Kunsthalle Rostock, die zum Jahreswechsel 2020/21 und unterbrochen von gleich zwei Lockdowns stattfand, hat Triegel über 60 Gemälde, Zeichnungen und Radierungen ausgewählt, die seine Auseinandersetzung mit dem christlichen Glauben zum Gegenstand haben. (Einen guten Eindruck vermittelt der zehnminütige Beitrag für „sonntags – TV fürs Leben“ vom 8. Februar 2021, der bis 2026 in der ZDF-Mediathek unter <https://www.zdf.de/gesellschaft/sonntags/cur-deus-warum-gott-100.html#xtor=CS5-95> abgerufen werden kann.) Anders als üblich verzichtet der Ausstellungskatalog auf kunstgeschichtliche Beiträge und lässt ganz die Bildwerke sprechen, die nach den Überschriften „Alles Leben ist wesentlich Leiden“, „Und das Wort ist Fleisch geworden“, „O Haupt voll Blut und Wunden“, „Auferstehung. Ein Gedächtnisphänomen“, „Gottes Sehnsucht ist der Mensch“ sowie „Vom Sichtbaren zum Unsichtbaren“ geordnet sind. Etlichen Werken hat der Bildkünstler prägnante Zitate aus Bibel, Philosophie und Literatur beigelegt, was überraschend neue Perspektiven ins Spiel bringt. So ist



die Coverabbildung eine Reproduktion des Gemäldes „Tenebrae“ (Finsternis, Dunkel, Todesnacht) von 2018, dem Triegel ein Gedicht Paul Celans mit dem gleichen Titel gegenübergestellt hat (46-47) und das als ein dichterisches Gebet ein anderes Licht auf das Bild wirft.

2010 wurde der 1968 in Erfurt geborene Michael Triegel durch sein Porträt von Papst Benedikt XVI. schlagartig einer breiteren Öffentlichkeit bekannt. 2013 ließ er sich nach langem Ringen taufen. Triegel, der keineswegs ein „Kirchenkünstler“ ist und sein will, hat bislang fünf Altäre und die Kirchenfenster in Köthen geschaffen. Um Kunst für heute zu machen, setzt er nicht auf die permanente Innovation oder den Tabubruch, sondern greift auf die „Kunstgeschichte als Reflexionsmedium“ (Triegel) zurück; in seiner Kunst sind die Epochen Renaissance und Manierismus sowie viele Motive christlicher und mythologischer Ikonografie von besonderer Bedeutung. Augenfällig ist seine außergewöhnliche Beherrschung des künstlerischen Handwerks, was ihm die Freiheit verschafft, sich ganz auf den Bildgegenstand konzentrieren zu können.

„Sinnliches Erleben“, so der Künstler in einem 2020 geführten Gespräch, „ist die Quelle meines Tuns.“ Dabei nimmt er wie die alten Meister die ganze Palette menschlichen Erlebens – von Leid und Schmerz bis zu Freude und Schönheit – ins Visier und möchte im Sichtbaren das Unsichtbare aufleuchten lassen. Wer im Abschnitt „Gottes Sehnsucht ist der Mensch“ (79-97) auf die vom Leben gezeichneten Gesichter von Frauen und Männern blickt, wird sich unschwer eine ungefähre Vorstellung ihrer Persönlichkeit machen. Doch wie verhält es sich mit der Darstellung Gottes, den bekanntlich niemand je gesehen hat (Joh 1,16a)?

Um den transzendenten Schöpfer in seiner Schöpfung zu spiegeln, setzt Triegel eine Reihe verschiedener Alteritätsmarkierungen (Eckhard Nordhofen) ein wie etwa Verdeckungen, Verhüllungen, leere Gewänder, Holzpuppen etc. Das lässt sich gut an dem Triegel wichtigen, im Jahr seiner Taufe entstandenen Bild „Deus absconditus“ (2013) zeigen (64f). Am Anfang stand die selbstgestellte künstlerische Herausforderung, das „Schweißstuch der Heiligen Veronika“ (um 1660) von Francisco de Zurbarán, das an drei Schnüren befestigt in einem unbestimmten Raum aufgehängt ist, aufzugreifen. Das Zentrum des 160 x 260 cm großen Gemäldes „Deus absconditus“ bildet genau dieses Motiv. Doch hinter dem Tuch mit seinen vielen kunstvollen Falten ragen die Hände und Füße eines an einem Kreuz befestigten Menschen hervor – und machen ihn nicht trotz, sondern gerade wegen der Verhüllung gegenwärtig. Über den Füßen des unsichtbar Sichtbaren ist die altbekannte trinitarische Lehrzeichnung „Pater non est Filius – Pater non est Spiritus – Filius non est Spiritus sowie Pater est Deus – Filius est Deus – Spiritus est Deus“ auf einem entfalten Blatt Papier zu sehen. Es formuliert ein abstraktes, leblos gewordenes Depositum fidei, einen unangemessenen Versuch, sich mit dogmatischen Formeln dem Geheimnis Gottes zu nähern. – Ja, Triegels Bild ist alles andere als ein frommes Idyll: Der von einem Tuch verdeckte und gekreuzigte Deus absconditus wird von Totem flankiert: einer in einem gekippten Kasten abgestellten segnenden Christusskulptur, einer fein gewandeten weiblichen Heiligengestalt ohne Leib vor einer schwebenden Schreibmaschine oder gehäuteten Tierköpfen. Und was hat es mit den Fäden auf sich,

Thomas Menges / Martin W. Ramb /
Holger Zaborowski (Hg.)

Horst Sakulowski
„ECCE HOMO“
Bilder vom Menschen

Sankt Ottilien: EOS Verlag. 2021
144 Seiten m. farb. Abb.
19,95 Euro
ISBN 978-3-8306-8066-6

die von außen in das Bild führen: Wer zieht an ihnen? Begleitet hat der Maler das Bild mit Zitaten von Blaise Pascal und aus dem Buch Jesaja, die auf das menschliche Nichtwissen von Gott abheben.

Mit dem nur 22 x 30 cm großen Gemälde „Memorial für Blaise Pascal“ (2018) möchte der Rezensent auf eines seiner Lieblingsbilder aufmerksam machen. An eine gemusterte Holzwand ist mit einer Heftzwecke ein Blatt mit mehreren Knicken befestigt, auf dem das mit Hand geschriebene Wort „feu“ steht und auf der linken Seite lichterloh brennt (55). Triegel hat einen performativen Widerspruch malerisch in Szene gesetzt: Feuer schreitet in der Zeit fort und verbrennt Papier zu Asche; hier aber steht die Zeit still und betont das auf dem Papier notierte „feu“ – was an den brennenden und doch nicht verbrennenden Dornbusch, dem Mose begegnet (Ex 3,3), denken lässt. Neben dem Bild stehen einige Sätze aus Pascals berühmten Memorial.

„Cur Deus“: Mit dem Titel des Buches (und der Ausstellung) bezieht sich Triegel auf ein Grundproblem des christlichen Gottesverständnisses: Wie lässt sich die Vorstellung eines allmächtigen und gütigen Gottes mit dem Übermaß an Leid in der Schöpfung vereinbaren? In etlichen seiner Bilder scheint die Theodizee-Frage durch. Michael Triegel stellt sie als ein suchender und auf den Christus medicus hoffender Künstler, nicht als ein spitzfindig debattierender Theologe. Dass seine sinnhaften Werke viel zu sehen und darüber hinaus religiös wie theologisch zu denken geben, lässt sich mit diesem wunderbaren Buch nachvollziehen.

Thomas Menges

Im Angesicht des gefolterten Jesus von Nazareth soll ausgerechnet der Statthalter Pontius Pilatus, ein Funktionär der römischen Besatzungsmacht in Jerusalem – damals Teil der Provinz Syria – „Siehe da, der Mensch!“ ausgerufen haben, bevor er ihn zur Kreuzigung verurteilte. Der helllichtige Erkenntnismoment des Römers verhinderte die staatlich exekutierte Gewalttat nicht – und stimmte nicht einmal die Basis, die jüdische Menschenmenge, zur angebotenen Begnadigung um. Dennoch begründete der Blick auf das menschliche Leiden einen Perspektivwechsel, der die christliche und humanistische Sicht auf den Menschen initiierte.

Mit dem Titel „ECCE HOMO“ umreißen die drei Herausgeber das malerische, graphische und zeichnerische Werk des 1943 in Saalfeld/Thüringen geborenen Künstlers Horst Sakulowski – ein Oeuvre, das zugleich hochsensibel und beißend kritisch eben diesen Moment der klaren Sicht auf Verletzbarkeit und Selbstentfremdung des Menschen umkreist. Insgesamt 25 Autoren und Autorinnen – unter ihnen neben den Herausgebern Gerd Lindner, der Leiter des Panoramamuseums Bad Frankenhausen, der Sammler Dieter Brandt, Nele van Wieringen, die Leiterin des Keramikmuseums Westerwald, und die Ministerpräsidentin a.D. Christine Lieberknecht – äußern sich zu jeweils einem der in hervorragender Qualität reproduzierten Bilder. So entsteht ein Kaleidoskop nicht nur fachlich-kunsthistorischer, sondern auch subjektiver Zugangsweisen zu einem komplexen Werk, das seine Genese schon zu DDR-Zeiten einer inneren Unabhängigkeit vom kunstpolitisch-ideologischen und nach der Wende vom kommerziellen Zeitgeist verdankt. Diese vielfältigen Ansätze machen die Lektüre kurzweilig wie ertragreich und



senken die Hemmschwelle zu einer individuellen Deutung und Verbindung mit den diffizilen Werken, führen aber nur in wenigen Fällen zu „Besinnungstexten“, die sich von einer genauen Werkbetrachtung weit entfernen.

45 Werk-Abbildungen (leider ohne Abbildungsverzeichnis), davon nur vier wiederholende Detailaufnahmen, machen dieses ungewöhnliche Buch zu einem künstlerischen Brevier, das seinen Wert im wiederholten Anschauen steigert. Subtil sind die feinstrichigen Gestaltungsnuancen der Motive, die neben dem Gekreuzigten, der Pietà, den Heiligen Christophorus und Sebastian, einer als Reliquie verstandenen Sträflingsjacke eines KZ-Häftlings auch verzerrte, alptraumhafte Porträts und verstörende Deformationen zerfallender Wesen sowie wunderbar transzendente Gesichter eines Auferstehenden oder eines Engels zeigen. Die technische Brillanz des Künstlers, einem Schüler Bernhard Heisigs, der seit 1956 (s. ausgewählte Ausstellungen: 136-139) mit Einzelausstellungen aufwartet, entspricht altmeisterlicher Kunstfertigkeit, ohne in der Motivgestaltung nur annähernd eklektizistisch zu werden. Seine Arbeiten entziehen sich einer Einordnung, selbst wenn sie Momente der Renaissancekunst (etwa von Rembrandt van Rijn und Albrecht Dürer) wie des Sozialistischen Realismus aufgreifen und starke Einflüsse des Surrealismus verarbeiten. Sakulowskis Bilder erzeugen fast ausnahmslos einen eigentümlichen Sog, der dazu zwingt, sich das Erschreckende und Verstörende, das Ekelregende und Schockierende immer wieder ansehen zu müs-

sen, weil es hier so anders, so wenig als Sensation und so sehr als Spiegel unseres eigenen vorbewussten Empfindens bei Grenzerfahrungen erscheint.

Dieses tief Subjektive entfaltet in seiner Detailintensität und eigenwilligen Authentizität eine scharfsichtige Kritik, die die Obsessionen der eigenen Psyche (vgl. das „Selbstporträt“ von 2008, 121) ebenso entlarvt wie politische oder kirchlich-institutionelle Machtmechanismen und Zerfallsprozesse (vgl. etwa „Der Alptraum des Diktators“ von 1979, 113 sowie „Tod und Papst“ von 1983, 53). Das großformatige Ölbild „Christophorus“ von 1987 reicht in tiefenpsychologische Ebenen, wenn es in einer Nachtszene einen Häftling den ihm physiognomisch höchst ähnlichen Leichnam des Gekreuzigten – dem einzig beleuchteten Motiv – durchs dunkle Wasser ziehen lässt, gleichsam als die andere Seite seiner eigenen Person, die im Schatten nahezu verschwindet.

Ein Interview mit Sakulowski, eine tabellarische Biographie und drei Schwarz-Weiß Fotografien mit einem Porträt und Atelieraufnahmen erlauben eine Annäherung an dessen Persönlichkeit, ohne das kreative Geheimnis des Meisters letztendlich aufdecken zu können. Auf einem weiteren Foto mit den Herausgebern lächeln diese wie erwartet in die Kamera, während der Künstler verschmitzt gen Himmel blickt – und damit vielleicht die Quelle seiner Inspiration andeutet.

Rita Anna Tüpper

Werner Sollors

Schrift in bildender Kunst

Von ägyptischen Schreibern und lesenden Madonnen

Wie wir lesen – Zur Geschichte, Praxis und Zukunft einer Kulturtechnik Bd. 1

Bielefeld: transcript Verlag, 2020

148 Seiten m. farb. Abb.

16,50 €

ISBN 978-3-8376-5298-7

Das ist ein Buch für intellektuelle Flaneure, geschrieben von einem intellektuellen Flaneur. Der Flaneur geht spazieren und macht die Augen auf. Was er sieht, reizt ihn zum Nachdenken, mobilisiert seine Erinnerungen und inneren Bilder und macht ihm Lust, ein großes Netz von Beziehungen und Vergleichen zu spinnen. Der Literaturwissenschaftler Werner Sollors wurde auf seinen weiten Spaziergängen – oder soll man sagen Inspektionsreisen ins Reich der bildenden Kunst – irgendwann von seinem Thema gepackt. Die Spur, der er gefolgt ist, bezeichnet der Titel seines Buches: „Schrift in bildender Kunst“.

In seinem Kopf verschmelzen die großen und kleinen Museen der Welt zu einem faszinierenden Bilderreigen, zu dem die vielen kleineren Fündlein gezählt werden müssen, die Sollors in Stundenbüchern und graphischen Sammlungen aufgestöbert hat, nicht zu vergessen die Fresken an den Decken von Kirchen und Klöstern. Alles verbunden durch jenes locker gesponnene Beziehungsnetz, in dessen Zentrum die Frage steht: Wie interagieren Bilder und Texte, und was richtet dieses Mit- oder auch Gegeneinander im Kopf des Betrachters an? Daneben hat sich natürlich der Harvard-Professor in die einschlägige Literatur vertieft und ist darüber zum Kunstexperten geworden.

Bild und Schrift, ihre Konkurrenz, aber auch ihr Miteinander bestimmt die Mediengeschichte unserer Kultur. Seit es Schriften gibt – seit ihren Anfängen mit Keilschrift und Hieroglyphen, fortgeführt durch das erste noch rein konsonantische hebräische Alphabet und schließlich, ergänzt durch die Vokale des griechischen –, seit es also in unserem



Kulturkreis das Medium der Schrift gibt, wurde von den großen Geistern über ihr Verhältnis zum älteren Medium Bild intensiv und folgenreich nachgedacht. Die größte Intervention stellt gewiss das sogenannte Bilderverbot am Anfang des Dekalogs dar, das große Denkmal aus der Entstehungszeit des Monotheismus. Ohne die Etablierung der Heiligen Schrift als neues Gottesmedium ist es nicht zu denken. Bevor Sollors seine große Recherche beginnt, muss er angesichts dieses Bilderverbots erklären, warum die christliche Kunst gleichwohl so bilderfreundlich ist.

Die Antwort auf diese Frage hat sehr viel mit dem Faszinosum der Inkarnation zu tun (Joh 1,14). Es ist kein Zufall, dass die heilsgeschichtliche Weltsekunde, der Moment, in dem das Wort Fleisch wird, in der narrativen Fassung des Lukasevangeliums das nach der Kreuzigung häufigste Sujet der christlichen Kunst des Westens geworden ist. Und es ist weiter kein Zufall, dass es die größte Aufmerksamkeit in Sollors Recherche findet, denn die vielen Darstellungen, in denen der Erzengel Gabriel der Jungfrau Maria die Geburt des Erlösers verkündet, (Lk 1, 26-38) verschränken auf ganz unterschiedliche Weise Text und Bild. Da ist zunächst der Text aus dem Alten Testament, der, in Mt 1,23 ausführlich zitiert,

die typologische Verbindung der beiden Testamente herstellt: Jesaja 7,14: „Siehe die Jungfrau hat empfangen, sie gebiert einen Sohn und wird ihm den Namen Immanuel geben.“ Lukas inszeniert die Inkarnation als Mysterium als die wunderbare Erfüllung dieses alten Textes. Mit Recht interessiert sich Sollors nicht für die exegetischen Versuche, das Wunder zu entschärfen und aus der Jungfrau eine junge Frau zu machen. ECCE VIRGO CONCIPIET, so steht es ja schließlich auf den Schriftbändern der Bildtafeln. Ihn interessiert eine andere grundsätzliche Frage: Warum liest Maria auf nahezu allen Verkündigungsdarstellungen in einem Buch? Manchmal ist es ihr in den Schoß gesunken, manchmal kann der Betrachter sogar lesen, was sie liest, so gut wie nie aber fehlt es, obwohl bei Lukas kein Buch erwähnt wird. Bei Nikolaus von Verdun hält Maria ein Buch mit leeren Seiten. Vielleicht, vermutet Sollors, „weil Gottes Wort erst in das Buch des menschlichen Körpers Marias eingeschrieben werden muss.“ In diesem Sinn wäre Maria dann ein Buchäquivalent. Mit dem typologischen Hinweis, dass die Verkündigung erfüllt, was im alten Prophetentext angekündigt ist, konnten – so Sollors –, bildende Künstler auch das Zeitgefüge der Bildgegenwart auf eine Vergangenheit und eine Zukunft ausdehnen und in manchen Fällen das Gefühl von Zeitverschmelzung auslösen.“ Der Bildsammler ist kein zünftiger Theologe, ist aber im Allgemeinen über die theologischen Hintergründe ausreichend informiert und liefert den Lesern, die ihn bei seinen Streifzügen begleiten, immer wieder erhellende Momente.

Inspirierend, aber nicht streng systematisch erzählt ein kluger Kopf, was er gesehen und sich dabei gedacht hat. Seine Exkursionen beschränken sich nicht auf die christliche Bildgeschichte, die freilich den Schwerpunkt bildet. Wer dann Lust auf das theologische Biotop von Bild und Schrift bekommen hat, dem sei immer noch Francois Boespflug's Einführung in die Mediengeschichte der christlichen Bilderei „Der Gott der Maler und Bildhauer“ (Freiburg 2013) empfohlen.

Eckhard Nordhofen

Andreas Knapp
noch knapper
99 Miniaturen über Gott, Welt und Mensch

Würzburg: Echter Verlag, 2021

105 Seiten

12,90 €

ISBN 978-3-429-05608-7

Groß ist die Welt, winzig der Mensch. Freilich kann der Winzling über die ungeheuren Raum-Zeit-Dimensionen des Weltalls nachsinnen, diese wissenschaftlich erkunden. Die Erkenntnisse, die er dabei gewinnt, sind atemberaubend. Gedankliche und empirische Reisen in die Welt des Allerkleinsten wie des Allumfassenden bringen die Kenntnis von einer Welt, die uns genauso fasziniert wie befremdet. Wir wissen (fast) alles – und wir wissen (fast) nichts. Beide Positionen sind möglich, beide künden gleichzeitig vom Menschen selbst; dem „denkenden Schilfrohr“, der für Pascal „eine Mitte zwischen Nichts und All“ war.

Andreas Knapp, als Priester Mitglied der Ordensgemeinschaft der „Kleinen Brüder vom Evangelium“, als Poet kreativ und erfolgreich, legt mit den „99 Miniaturen“ auf knappstem Raum seine Sicht auf „Gott, Welt und Mensch“ dar. Ob „im Anfang“ tatsächlich, wie er schreibt, „ein ohrenbetäubender Knall“ stattfand, das wissen die Physiker nicht wirklich. „Der Urknall ist der Punkt“, so Jan-Markus Schwindt, „an dem im Rahmen einer bestimmten gesicherten Theorie, nämlich der ART [= Allgemeine Relativitätstheorie], der Raum auf einen Punkt konzentriert ist.“ Doch nicht um physikalische Feinheiten geht es Knapp, vielmehr um das Panorama des Lebens, das sich mit und nach diesem singulären Punkt ergab. „Aus absolutem Nullpunkt / sprühte atomares Feuer, / schuf sich den Raum, / in den hinein es sich ergoss, / und brachte die Zeit in Fluss, / mit der es sich ausbreitete.“ Die Anfänge des Seins und des Lebens, sie sind für die empirischen Wissenschaften genauso faszinierend wie für Philosophen, Poeten und alle anderen Verblüfften.



Nach wenigen Miniaturen, die stets nur wenige Zeilen bzw. Verse umfassen, ist der Autor bei der „eigenwilligen“ Art von Materie angekommen, die einen Willen besitzt, die vor allem überleben möchte: „Leben ist radikale Widerstandskraft / gegen die Gesetze der toten Materie.“ Die wunderbare, verspielte, nicht selten auch beschädigte Welt des Lebendigen! Und dann der Mensch: „Stellt der Mensch das zufällige Ergebnis / eines kosmischen Würfelspiels dar, / das nach ungezählten Kombinationen / ein Wesen hervorbrachte, / das selbst ein Würfelspiel erfinden kann?“ Sein so wuchtiges wie komplexes Gehirn macht den Menschen zu einem fragenden Wesen, zu einem fragwürdigen auch. Mit dem Homo sapiens tritt die Sinnfrage auf den Plan, zugleich der Hass, der Selbstmord. Dazu der Gottesgedanke, der Glaube an eine sich selbst bewusste „All-Ursache“. Den einen ist das ein reichlich abgegriffener Mythos, den anderen die reizvollste Erklärung für den Logos, für das Sinnhafte und die Naturgesetze, für die Freiheit und die Ästhetik. Für die Liebe auch. „Gott als Liebender / sucht seinesgleichen.“ Dieser Zweizeiler kann als ein Scharnier verstanden werden. Ist unsere Liebe nur eine der zahllosen Tricks und Fin-

ten der Evolution, um die Weitergabe des Lebens zu fördern – oder liegt in ihrem Ursprung tatsächlich ein göttlicher Funke, ein Angebot? Andreas Knapp sucht nach Signalen für die zweite Option. Er zählt die Unruhe auf, die uns „von Anfang an in die Wiege gelegt ist“, die „angeborene Heimatlosigkeit“, die sich auch von den prächtigsten Immobilien nicht besänftigen lässt, den Drang „ins Unwirtliche hinaus“: „Wie Zugvögel im Herbst / einem eingepflanzten Instinkt gemäß / sich sammeln und ins Blaue aufsteigen, / so orientiert ein geheimes Magnetfeld / auch den Menschen himmelwärts.“ Natürlich weiß der Priesterpoet auch um das Elende der menschlichen Unersättlichkeit, um die Jagd nach „Schnäppchen, nach dem Immer-mehr“. Und dennoch, und in der Spur von Karl Rahner: „Ohne die großen Fragen freilich / züchtet sich der Mensch / zum Affenartigen zurück (...).“

In der labyrinthischen Geschichte des menschlichen Strebens und Scheiterns sieht Andreas Knapp ein weiteres Scharnier: „Niemand erzählte je / mit leuchtenderen Augen / von Gott und Mensch / als der Mann aus Galiläa. / In Jesus wurde Gott anschaulich.“ Eine mehr als kühne, eine verrückte Aussage eigentlich! Wie glaubwürdig sie ist, wird sich in keinem Experiment zeigen, auch nicht in einem historischen Aufweis. Das kann sich nur aus einem vielschichtigen Gespräch ergeben, das die Gemeinschaft der Christen und jeder Einzelne Getaufte – eher mit Ihm als über Ihn – führt. Etliche Miniaturen ermuntern zu diesem Gespräch, erfreuen mit überraschenden Wendungen: „Weil Jesus / Gottes Nähe / gratis schenkte, / geriet er ins Fadenkreuz jener, / die Gott gebührenpflichtig / zu verwalten vorgaben. / Ihnen wurde er zum Stein des Anstoßes / zum An-Eck-Stein.“ Wir alle wissen, wie diese Geschichte endete. Wissen wir das? Der Autor der Miniaturen macht aus seinem christlichen Glauben keinen Hehl: „Das Kreuz auf Golgotha wird zur Schnittstelle von Gott und Mensch (...).“ Und: „Beseelt vom heiligen Geist, / der in allen wohnt, / muss niemand mehr / sich selbst durchsetzen, / um jemand zu sein.“

Die letztlich unfassbare Geschichte des Kosmos, des Lebens, des Menschen und der Liebe geht weiter. „Sollte die Schöpfung schlussendlich / als die unvollendete verklingen?“ Andreas Knapp, der auf die hundertste Miniatur wohlweislich verzichtet, entfaltet in seinem letzten Stück ein kleines Präludium der großen Hoffnung. Gut so! Diese Miniaturen sind für eine persönliche Meditation genauso geeignet wie als Wachmacher in Predigt und Religionsunterricht.

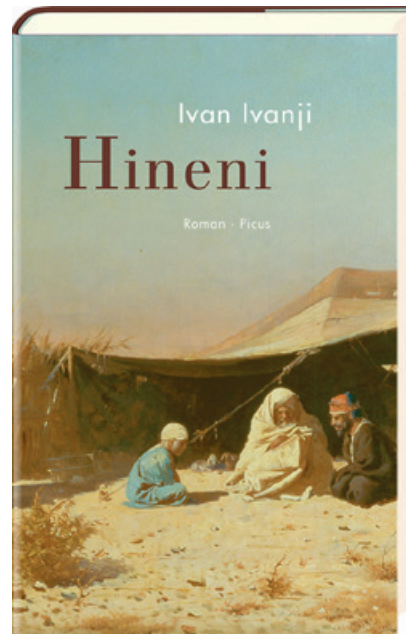
Christian Heidrich

Ivan Ivanji
Hineni
Roman

Wien: Picus Verlag, 2020
216 Seiten
22,00 €
ISBN 978-3-7117-2093-1

„Hineni“ lautet der Titel des Abraham-Romans von Ivan Ivanji. Das aus dem Hebräischen übersetzte „Hier bin ich“ ist nach biblischer Überlieferung die Antwort des Ahnvaters auf den Anruf Gottes und Beginn eines langen, intensiven Dialogs. In Ivanjis Roman ist das „Hier bin ich“ weniger Antwort als verzweifelte Selbstvergewisserung eines den nächtlichen Sternenhimmel betrachtenden Ratlosen. Der Autor lässt aus dem Mund Avrams, wie er den Ahnvater alttestamentlich nennt, dessen Lebensgeschichte als Konstruktion seines Selbstentwurfs erzählen. Gott bleibt für Avram ein Schweigender, ein Unergründlicher. Vielleicht ist dies den eigenen Erfahrungen des 1929 geborenen jüdischen Autors, einem Überlebenden der Shoa, geschuldet.

Der Anlass, diesen Roman zu schreiben, war für Ivanji ein Erlebnis, das er, als berichtender Zeitzeuge nationalsozialistischer Judenverfolgung, in einer Berufsschulklasse hatte. Im Nachwort schildert der Autor seine Begegnung mit einem in Deutschland lebenden palästinensischen Jugendlichen, der ihn wütend mit dem seit Generationen währenden blutigen Nahost-Konflikt um das Land Israel konfrontierte. Ivanji versucht, aufgewühlt durch diese Schülerbegegnung, Avram als gemeinsamen Stammvater von Juden, Muslimen und Christen für heutige Leserschaft ohne biblische Patina vorzustellen.



Daher beginnt der Roman in Abweichung zur Bibel nicht mit der Avram-Erzählung, sondern mit der Selbstvorstellung Hagens. Die fiktiven Textbausteine der Hagar-Schilderung gründen auf fundierten historischen Recherchen des Autors zum Leben im alten Ägypten, seiner Götterwelt und seiner Dynastien. Auf Spurensuche nach dem realgeschichtlich nicht zu fassenden Avram und der Tatsache, dass sich der biblisch erwähnte Pharao Abimelech nicht in den ägyptischen Chroniken findet, datiert Ivanji den Ahnvater in die Zeit Amenemhet I. In seinem Nachwort äußert der Autor, dass er sich nicht alleine auf die Bibel verlassen habe, denn seine Intention sei es gewesen, die Geschichte der Erzeltern so real wie möglich zu erzählen.

Das Resultat historisierender Betrachtungen und psychologischer Figurendarstellungen ist aber, dass der Aspekt der göttlichen Offenbarung im Leben des Ahnvaters und seiner Frauen auf der Strecke bleibt. So werden im Unterschied zur Bibel die Ahnmütter neben Avram nicht zu eigenständigen Adressatinnen direkter Gottesrede. Hagar widerfährt bei ihrer Vertreibung in die Wüste keine Engelsbegegnung; nicht ein Engel, sondern Esam, der Knecht Avrams, geht ihr in die Wüste nach und sichert ihr Überleben und das ihres Sohnes Ismael. Auch Sarais Lachen wird nicht als Reaktion auf eine unverhoffte Gotteszusage beschrieben; ihr Lachen ist lediglich Ausdruck eines allzu späten, von Nachwuchsplänen unbelasteten Liebesglücks mit Avram und einer darauf wider Erwarten eintretenden Schwangerschaft. Sogar der Opfergang des Ahnvaters, der wegen des knappen Erzählstils in der Bibel an Dramatik kaum zu überbieten ist, verblasst aufgrund erklärender Schilderung Ivanjis. Der Autor schreibt Abrahams Vorhaben, den Sohn zu opfern, kanaanäischen Einflüssen des Baal-Kultes zu, bei dem auch Kinderopfer praktiziert wurden. Um im unüberbietbaren Gegenentwurf zum Fruchtbarkeitsgott Baal seinen Gott Zebaoth als den Herrscher aller Heerscharen aufzustellen, der unbedingten Gehorsam fordert, lässt Ivanji Abraham bei den Mitbewohnern Kanaans die Geschichte seines geplanten Opfergangs in Umlauf bringen. Somit wird der Ahnvater zum Begründer des Mythos vom bildlosen, einzigen Gott und dessen Opferkult, der Menschenopfer verweigert. Die Bereitstellung des Widders, der dann anstelle Isaaks auf dem Altar liegt, geschieht nach Ivanji durch Vorsehung desselben Knechtes Esam, der auch Ismael und Hagar in der Wüste vor dem Tod bewahrte. Die biblisch überlieferte Unmittelbarkeit der dramatischen Gott-Abraham-Beziehung geht verloren, da die Szene der Opferung aus der naiven Sichtweise des Knaben Isaak erzählt wird. Dass Abraham zwar Empfänger von Gottes Gaben ist, über diese, selbst wenn sie ihm zu eigen werden, doch keinen Besitzanspruch erheben kann, wird in der biblisch tradierten Übereignung Isaaks an Gott deutlich.

Auch das vom Ahnvater besiedelte Land als Leihgabe Gottes findet sich so nicht in Ivanjis Roman. Der Autor lässt Avram nach dessen Aufenthalt in Ägypten Kanaan mit militärischem Beistand von Amenemhet einnehmen. Der Ahnvater wird zum politischen Werkzeug des Pharaos, um als dessen Verbündeter Ägyptens Herrschaftsbereich nach Norden hin zu sichern. Insbesondere mit Blick auf die Frage des palästinensischen Jugendlichen: Warum raubt ihr Juden unser Land? wäre in Anlehnung an die biblische Erzählvorlage hervorzuheben, dass nicht einmal der Ahnvater, sondern allein Gott der eigentliche Landbesitzer ist, für alle Zeiten bleibt und dieses Land den gemeinsamen Nachkommen Abrahams als Leihgabe überlässt.

Die abschließende Frage, warum „Hineni“ von Ivan Ivanji dennoch lesenswert sein könnte, lässt sich bei aller Kritik beantworten. Der Roman lädt zum kritischen Vergleich mit dem biblischen Text ein, der das Mysterium der Gotteserfahrung in literarischer Brillanz mit knappen Sätzen zur Sprache bringt; Auslassungen, nicht Gesagtes in der Bibel verweisen auf das Numinose, das Geheimnis göttlicher Offenbarung, das Menschen seit den Zeiten der Erzeltern aus erschrockener Betroffenheit zum Glauben trotz aller Zweifel ermutigt.

Marie-Luise Reis

Peter Handke

Mein Tag im anderen Land
Eine Dämonengeschichte

Berlin: Suhrkamp Verlag. 2021

93 Seiten

19,00 Eur

ISBN 978-3-518-225254-0

„In meinem Leben gibt es eine Geschichte, die ich noch keinem Menschen erzählt habe.“ Mit diesem Satz beginnt die „Dämonengeschichte“ von Peter Handke und fesselt den derart vertrauensvoll angesprochenen Leser mit sofort geweckter Neugier an der Lektüre. Und schon in den folgenden Zeilen irritiert der Ich-Erzähler mit der Aussage: „Die Geschichte hier: Ich habe sie in Fleisch und Blut erlebt, aber ich weiß von ihr allein vom Hörensagen.“ (9) Der Gedankenschluss liegt nahe, dass hier Einer erzählt, der phasenweise nicht bei sich selbst ist, an gespaltenen Persönlichkeit leidet.

Durch den Erzählanfang verwirrt, findet der Leser beim Zurückblättern das vielleicht überlesene und der Geschichte vorangestellte Zitat des griechischen Lyrikers Pindar (5. Jh. v. Chr.): „Ich Idiot, ins Gemeinwesen gestellt.“ Pindar verfasste Oden auf Helden, die als Vorbilder dem sozialen Gedächtnis bewahrt sein sollten. Der Verweis auf den antiken Autor ist nicht nur als inhaltliche Lese-Orientierung zu verstehen, sondern liefert auch den Schlüssel für den formalen Aufbau der Geschichte, die sich in drei Teile gliedert: 1. Ode, 2. Antode (Gegenstrophe) und 3. Epode (Abgesang). Es wäre falsch anzunehmen, Handke habe in Verfremdung zu Pindars Oden einen Idioten zum Helden erhoben. Der Autor, einst Schüler eines humanistischen Gymnasiums, versteht mit Blick auf seine Geschichte unter dem griechischen Begriff „Idiotes“ eine Privatperson, einen Menschen, der nicht am sozialen Leben Anteil nimmt – im Gegensatz zum Zoon politikon, der aktiv das Gemeinwesen mitgestaltet.



Der Erzähler erfährt sich im ersten Teil der Geschichte nur durch die Schilderungen seiner Schwester als einen von Dämonen Getriebenen, der auf dem Weg durch den Ort gegen Bewohner und sich selbst wüste Beschimpfungen ausstößt. Die Menschen weichen dem Besessenen aus, der vor dem Ausbruch seiner Krankheit ein Obstgärtner war, Apfelbäume kultivierte und darüber sogar ein Buch geschrieben hatte. Der Apfel als Frucht des Sündenfalls verweist in diesem Erzählzusammenhang auf das Buch Genesis: Der einstmalige Gärtner, der nun gegen die gesamte Schöpfung wütet und sie mit Schmähreden überzieht, ist ein aus dem Garten Eden Vertriebener. Handke lässt den Besessenen außerhalb menschlicher Wohnstätten in Grabhöhlen eines aufgelassenen Friedhofs hausen und wird nur mittels regelmäßiger Versorgung durch seine Schwester am Leben gehalten. Mit dem Motiv des Wahnsinnigen, der nicht zu bändigen ist und in Grabhöhlen vegetiert, greift der Schriftsteller die neutestamentliche Erzählung des Besessenen von Gerasa auf (Mk 5,1-20). Der Wandlung des Erzählers von übernommenen Schilderungen seines Selbst durch die Schwester hin zur Ich-Perspektive geht eine Erschütterung voraus: „An dem fraglichen Tag sah die Schwester

mich weinen, wie ich selbst in meiner Kindheit nie geweint hatte." (42). Auf das Weinen folgen Selbstverfluchungen und Todeswunsch. Die Heilung des Besessenen wird wie in der neutestamentlichen Erzählung durch einen Ortswechsel angezeigt. Der Erzähler und seine Schwester befinden sich am Ufer eines Sees, als gerade ein paar Männer ein Fischerboot an das Ufer ziehen (vgl. Mk 5,1). Analog zu biblischen Wundererzählungen betont Handke das Plötzliche einer Heilungsbegegnung ebenfalls durch Tempuswechsel, der den unerwarteten Einbruch der Wandlung unterstreicht: „Was ich dann sah und was mich, jetzt, und jetzt!, nach jahrelanger Fast-Bewußtlosigkeit, Schlag auf Schlag, wieder zu Bewußtsein brachte ..., waren die Augen des einen Mannes. ... Und ich fühlte, nein ich wußte mich von diesen Augen angeblickt, wie ich noch keimlich von einem Menschen angeblickt worden war. Nicht allein ein Anblicken war das ... ein Zuschauen, ein rein mitgehendes, selbstlos teilnehmendes freundschaftliches." (45f.)

Handke schreibt dem Heiler des besessenen Erzählers, den er niemals Jesus oder Nazarener nennt, einen neuen Eigennamen zu. In Anlehnung an den für Jesus gebräuchlichen Titel des „Guten Hirten“, spricht der Erzähler vom „Guten Zuschauer“ (46). Die Qualität seines Zuschauens ist ein urteilsfreies Wahrnehmen, das als „Hineinschauen und Hineinhören“ (47) ein tiefes Verstehen meint. Auch die heilende Berührung lässt an biblische Vorlagen denken. Der „Gute Zuschauer“ legt die Hand auf die Schulter des Erzählers, eine Geste der Vertrautheit, die in der Wortwahl seiner Begrüßung zum Ausdruck kommt: „Da bist du mir ja wieder mein Freund!“ (49).

Wie in der biblischen Geschichte des Geraseners erfährt die Bitte des Geheilten, in der Gesellschaft seines Heilers dauerhaft bleiben zu dürfen, Ablehnung. Er wird in die Dekapolis, das „Zehn-Städte-Land“, gesandt; die Ortsangabe ist ebenfalls biblisch entlehnt und bezeichnet das unter griechischem Protektorat stehende Gebiet als heidnisches, fremdes, „anderes Land“, wie im Buchtitel erwähnt. Metaphorisch ist das Übersetzen des Erzählers in das „andere Land“ als Wechsel in eine neue Existenzweise zu deuten. Handke lässt mit tiefgründigem Witz den Geheilten in dem Boot zur Überfahrt – hier

ist bezogen auf die griechische Mythologie an das Übersetzen auf dem Unterweltfluss Styx zu denken – einen Bluteigel finden. Den diabolischen Widersacher – im Buch Genesis als Schlange vorgestellt – lässt Handke zu einem Bluteigel schrumpfen, der sich dem Geheilten nicht mehr an die Ferse heften kann. Anstatt seinem Missionsauftrag nachzukommen und von seiner Heilungsbegegnung zu erzählen, überlässt sich der Ich-Erzähler im anderen Land zufälligen Begegnungen mit Fremden, deren Geschichten er sammelt und weitergibt.

Auffallend ist ein mit der personalen Veränderung des Erzählers einhergehender Wechsel in der erzählten Zeit: Wird im ersten Teil der Geschichte retrospektiv eine langjährige Krankenzeit zeitraffend geschildert, verkürzt sich im zweiten Teil die Wiedergabe des Erlebten auf einen Tag. Der Erzähler verwendet für diesen Tag das Wort „Festzeit“. Und wieder findet sich in seiner Erzählung ein biblisches Motiv. Er, der vormals einsam sein Essen zu sich nahm, sitzt am Festtag mit seinen Zufallsbekanntschäften zum gemeinsamen Abendmahl an einem Tisch. In derselben Nacht begegnet der Erzähler auch seiner künftigen Frau, mit der er Kinder bekommt. Schwester und Frau sind in der antiken Mythologie eine Person, wie z.B. Aschera, die ihren Bruder und Gemahl Baal nach der Zerstückelung durch den Gott der Unterwelt wieder zum Leben erweckt.

In den auf die „Festzeit“ folgenden Jahren meint der Ich-Erzähler in den angstvollen Blicken seiner Kinder das Unberechenbare seines vormaligen Wesens gespiegelt. Und so endet mit seinem Blick in den Spiegel der dritte Teil der Geschichte. Der Erzähler träumt diese Selbstbegegnung im Spiegel, entdeckt bei seinem Anblick nichts Furchterregendes, nur ein Menschengesicht (94). Jedoch beim Abwenden vom Spiegel schaut der Erzähler in die Schwärze des geträumten Raumes und bricht daraufhin wie zu Zeiten seines Besessenseins in unartikulierte Gekrächze aus. Von seinem Kriegsgeschrei erwacht, ruft er in die Leere hinein: „Seid ihr alle da?“ (94). Auf den aus dem Kasperletheater bekannten Ruf in die Zuschauermenge gibt es keine Antwort. Es ist der letzte Satz dieser Geschichte.

Am Ende bleiben Fragen offen: Sind die scheinbar vertriebenen Dämonen seiner multiplen Persönlichkeit wieder da? Oder handelt es sich nur um ein Erinnern an die Fragilität seines Ichs im Widerstreit mit dem unbewussten Es? Zuletzt noch eine Vermutung: Erzählt Handke in diesem Buch sich selbst als denjenigen, der sein schriftstellerisches Werk mit Publikumsbeschimpfungen beginnt und schließlich mit Protagonisten seiner Literatur am Abendmahlstisch zusammenfindet? Ist Handke der Welt-Erzähler analog zu seiner Figur in Wim Wenders Film „Der Himmel über Berlin“? Versteht sich der Autor als eben diesen Welterzähler, der im Rückgriff auf antike wie biblische Literatur beim Erzählvorgang sich selbst findet und erfindet?

Die Lektüre des Buches ist sehr zu empfehlen. Höhepunkt der Geschichte ist Handkes Schilderung der Begegnung seines Erzählers mit dem „Guten Zuschauer“, eine Einladung zum neuen, unverstellten Lesen der „Heilung des Besessenen von Gerasa“ und dem damit einhergehenden tradierten Jesusbild.

Marie-Luise Reis

John Ironmonger

**Der Wal und das Ende der Welt
Roman**

Aus dem Englischen von Tobias Schnettler und Maria Poets

Frankfurt: Fischer Verlag, 2020

539 Seiten

12,00 €

ISBN 978-3-596-52304-7

„Homo homini lupus“, „Der Mensch ist des Menschen Wolf“. Dieser Satz, der ursprünglich vom römischen Dichter Plautus (ca. 254-184 v. Chr.) stammt, ist für den englischen Philosophen Thomas Hobbes (1588-1679) die wichtigste anthropologische Konstante. Im rohen Naturzustand ist jeder Mensch ein gewalttätiges, triebgesteuertes, egoistisches und gieriges Wesen, so dass jeder gegen jeden kämpft. Nur durch einen starken Staat, der das Gewaltmonopol hat, werden die Menschen gezähmt, damit sie nicht wieder in ihr mörderisches Verhalten zurückfallen. Der Staat wird dabei für Hobbes zum Leviathan, zum sterblichen Gott, der dafür sorgt, dass Frieden und Ordnung eingehalten werden. Stirbt der Leviathan oder wird er schwach, fallen für Hobbes die Menschen wieder in den alten Naturzustand zurück.

Diese These des englischen Philosophen spielt in dem Roman „Der Wal und das Ende der Welt“ von John Ironmonger eine prominente Rolle. Der Autor erzählt die Geschichte von Joe (Jonas) Haak, der als Analyst in einer Bank in London gearbeitet hat. Seine Aufgabe war das sogenannte „Shorten“, also durch Kursrückgänge von Aktien Gewinne zu erzielen. Diese Handlungsweise ist natürlich ethisch fragwürdig, weil das „Shorten“ massive Insolvenzen, Armut und Arbeitslosigkeit mit sich bringen kann. Joe Haak entwickelt nun ein Computerprogramm, genannt „Cassie“, das – wie einst die trojanische Königstochter Cassandra – Schwierigkeiten, Probleme und Unheil sehr genau voraussagen kann und damit seiner Bank große Gewinne beschert. Dabei stellt sich heraus, dass Ölknappheit und Grippepandemien die größte Bedrohung der menschlichen Zivilisation darstellen, weil sie zwangsläufig den Zusammenbruch der globalen und lokalen Liefer-



ketten und anschließend Verteilungskämpfe auslösen sollen. Als „Cassie“ mutmaßlich einen Fehler macht, flieht Joe Haak und landet im Dorf St. Piran, das an der Küste von Cornwall liegt. Dort geht er ins Wasser, schwimmt weit hinaus und verliert bald seine Orientierung und Kraft. Ein Wal (der biblische Leviathan) rettet ihn und spült ihn an den Strand, wo er dann von Bewohnern des Dorfes gefunden und wiederbelebt wird. In der Zwischenzeit bricht eine Grippepandemie in Südostasien aus, die sehr schnell ganz Europa erreicht. In den Medien werden daraufhin Katastrophenszenarien generiert, die den Voraussagen von „Cassie“ entsprechen: Es droht der mutmaßliche Untergang der Errungenschaften der menschlichen Zivilisation; Chaos, Plünderungen und Bürgerkriege werden erwartet. Joe Haak erfährt davon und will die Bewohner von St. Piran davor retten, was ihm auch gelingt, letztendlich auch mit Hilfe des Wals, der ihn an Land brachte.

John Ironmongers Roman kann als Gegenentwurf zu Hobbes' Annahmen über den Menschen und auch seiner Epigonen (Yaneer Bar-Yam und Jared Diamond) gelesen werden. Er ist im Endeffekt zugleich eine Anthro- und Theodizee. Als Analysten nehmen Joe Haak und seine Kolleginnen und Kollegen an, dass vor allem der Egoismus und die Gier die Hauptantriebe der Menschen sind. Bricht die staatliche, gesellschaftliche und wirtschaftliche Ordnung zusammen, z.B. durch eine Grippepandemie, dann fallen alle, wie es Hobbes voraussagte, wieder in den rohen Naturzustand zurück. In Ironmongers Roman passiert aber genau das Gegenteil: Neben ein paar kleinen Ausreißern verhalten sich die Menschen in der durch die Pandemie verursachten Situation fast immer solidarisch, altruistisch und warmherzig. Wenn, so könnte man die zugrunde liegende These zusammenfassen, Gott nur das Gute für den Menschen will und der Mensch Gottes Ebenbild ist, dann muss letztlich der Mensch im Grunde auch gut sein. Dann sind Hobbes Annahmen über den Menschen falsch und entsprechen nicht der Realität. Ebenfalls lässt sich menschliches Verhalten nicht binär wie in einem Computerprogramm bestimmen, weil es oft ambig und widersprüchlich ist, und zwar in einem positiven Sinne.

John Ironmonger hat zugleich einen prophetischen Roman geschrieben. „Der Wal und das Ende der Welt“ ist 2015 in Großbritannien erschienen. Fünf Jahre später steht die Welt einer realen Pandemie gegenüber, die vieles, was im Alltag als normal und dauerhaft erschien, wegbrechen ließ. Ob die Hamsterkäufe an deren Beginn doch Hobbes Recht geben, muss jede und jeder Einzelne für sich beantworten.

Felicitas Hoppe

Fährmann, hol über!

Oder wie man das Johannesevangelium pfeift

Mit einem Essay herausgegeben von Thomas Brose

Freiburg: Herder Verlag. 2021

159 Seiten

18,00 €

ISBN 978-3-451-39038-8

John Ironmongers Roman mit seinem positiven Menschenbild kann als Utopie mit deskriptiven und konstruktiven Elementen beschrieben werden, die Anklänge an die griechische Mythen- und Sagenwelt sowie an bestimmte biblische Erzählungen haben. So will der Protagonist Joe Haak am Ende der Geschichte – in Anlehnung an Odysseus' Reisen – in seine Heimat zurücksegeln. Wie jede Utopie ist sie natürlich auch unterkomplex, aber sie ist nicht naiv. Stattdessen weist sie darauf hin, dass wir auch in Extremsituationen eine Wahl haben, wie wir uns verhalten. Und wenn dieses Verhalten solidarisch, altruistisch, zugewandt, freundlich und liebevoll ist, dann holen wir das Beste aus uns heraus. Und wie sagt Joe Haak gegen Ende des Romans: „Eigentlich ist es komisch, ... dass wir überhaupt überrascht sind. Denken Sie an die Menschen, die Sie kennen. Denken Sie an Ihre Freunde, Ihre Familie, Ihre Nachbarn. Wie viele von denen würden Sie als gewalttätig oder gefährlich beschreiben? Wieso kommen wir überhaupt auf die Idee, dass wir uns in einer Krise plötzlich in andere Menschen verwandeln?“ (494)

Detlef Schneider-Stengel

Das Thema „Religion und Literatur“ kann man wissenschaftlich angehen, indem man die religiösen Erfahrungen, die sich in literarischen Texten niedergeschlagen haben, beschreibt und deutet. Wer zu diesem Büchlein von Felicitas Hoppe greift, nimmt unmittelbar Anteil am Entstehungsprozess religiös grundlegender Literatur und begegnet einer belesenen Schriftstellerin, die fähig ist, selbstreflexiv Rechenschaft von ihrem eigenen Leben und Schreiben zu geben.

Die 1960 geborene Schriftstellerin, Trägerin des renommierten Büchner-Preises und zahlreicher anderer literarischer Auszeichnungen, stammt aus einer „katholischen Familie von Tag- und Nachträumern, von schlesischen Vielrednern auf der Flucht, die auch ihre Träume einander nicht vorenthielten; Träume, von denen ich bis heute nicht weiß, ob sie wahr oder erfunden waren ...“ In ihrem Elternhaus wird viel erzählt, vorgelesen und das Gehörte von der Autorin schon beim Hören in flüchtigen Skizzen festgehalten. Die erste Beichte erlebt das fünfjährige Kind als einen Ausflug ins Reich der Wörter und der Phantasie. Das persönliche Bekenntnis erschien ihr geheimnis- und verheißungsvoll, der Beichtstuhl als Ort, an dem alles gesagt, aber nichts verraten wird, als „das aufgespannte Ohr Gottes“, dem sie straffrei anvertraute, was sie sich ausgedacht hatte. Dieses Sündenbekenntnis gerät ihr zur Fiktion, zu einer Mischung aus vagem Schuldbekenntnis und einer Erfindung von Sünden in Gedanken, Worten und Werken, die sie nur scheinbar begangen hatte. Das Sakrament wird zum Ort, an dem die Dichterin die Schönheit der Diskretion, die unendlichen Möglichkeiten der Fiktion und die Befreiung davon erlebt. Damit hat Felicitas Hoppe Stichwörter gefunden, die ihr den kritischen Blick auf den öffentlichen



Sprachgebrauch in der heutigen Medienwelt eröffnen. Auf keinem Podium der Welt hat ihr jemand so vorbehaltlos Glauben geschenkt wie der Priester im Beichtstuhl. Das Podium ist Bühne, das Gespräch immer Aufführung, Moderatoren und Talkmaster sind den Gesetzen dauernder Unterhaltung und Verwertung unterworfen, „die nichts anderes zu verwalten haben als das Streckbett verzerrter Gefühle, eingekaufter Meinungen und Empfindungen, Geständnisse und Erfindungen. Ein Haufen liebloser, selbsternannter Beichtmütter und -väter der Öffentlichkeit rund um die Uhr.“

Wie in dieser Geschichte entzündet sich auch in den übrigen Essays die Phantasie der Schriftstellerin an unbeachteten Nebenmotiven und Requisiten, an Wörtern und Redewendungen, an Zeichen und Gesten. Im Mittelpunkt ihrer Gedanken zum Buch Josua stehen nicht die Helden, die das Land mit der „Schärfe des Schwertes“ erobern, sondern die Erinnerung an ein rotes Seil, das in einer illustrierten Kinderbibel vom Haus der Dirne Rahab auf der Stadtmauer von Jericho herabhängt.

Requisit des heiligen Martin von Tours ist das Schwert, mit dem er seinen Mantel mit dem frierenden Bettler teilt; sein Namensvetter Martin Luther benutzt einen Hammer, um seine Thesen anzuschlagen, und Jeanne d’Arc, eine der Lieblingsheiligen von Felicitas Hoppe, führt ihre Soldaten in den Kampf mit dem Schlachtruf „Beim heiligen Martin“. Die beiden Martins und die den Nationalheiligen Frankreichs anrufende Johanna eint die Autorin zu einem Trio, dessen gemeinsames Band ihre Radikalität, ihre Widersprüchlichkeit und ihre aufmüpfige Frömmigkeit bilden.

Die beiden Essays „Wie pfeift man das Johannesevangelium?“ und „Und schrieb in den Sand“ würde ich in die Kategorie „Künstlertexte“ einordnen. In ihnen erklärt die Autorin auf einem teilweise hohen Abstraktionsniveau ihre schriftstellerische Arbeit und zeigt in einer Art Relektüre der eigenen Werke, wie diese, obwohl sie sich nicht als „katholische Schriftstellerin“ versteht, eher unbewusst von religiösen Motiven durchsetzt sind. Beiden Texten dürften Poetikvorlesungen zugrunde liegen, die 2009 unter dem Titel „Sieben Schätze. Augsburgs Vorlesungen“ veröffentlicht wurden.

Hoppes Umgang mit der biblisch-christlichen Tradition ist höchst originell und subjektiv, schert sich nicht um etablierte Sichtweisen und orthodoxe Richtigkeiten, sondern entfaltet auf nachdenkliche, oft humorvolle Weise seine eigenen literarischen Wahrheiten. Ihre Geschichten sind im besten Sinne erbaulich und nicht immer eine leichte Kost. Sie richten sich an Leser, die bereit sind, den eigenwilligen Wegen der Autorin ins Grenzgebiet von Religion und Literatur zu folgen.

Rüdiger Kaldewey

Ludmila Peters

Religion als diskursive Formation
Zur Darstellung von Religion in der
deutschsprachigen Gegenwartsliteratur

Bielefeld: transcript Verlag, 2021

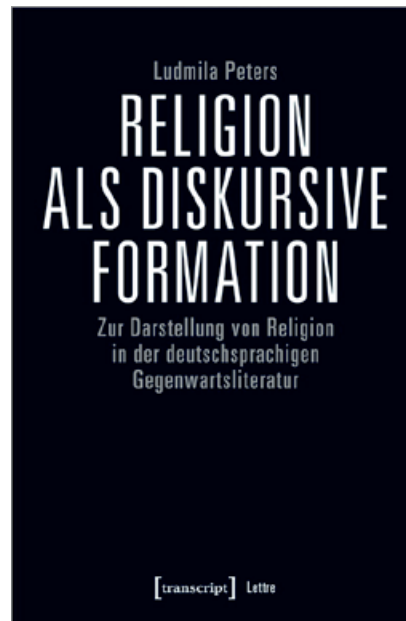
411 Seiten

45,00 €

ISBN 978-3-8376-4712-9

Unbestreitbar kennt der Dialog von Religion und Literatur vielfältige Facetten. Entgegen dem vermeintlich unaufhaltsamen Dahinschmelzen des Religiösen durch Säkularisierungsprozesse ist ein weit verbreitetes und beständiges Interesse der Gegenwartsliteratur an religiösen Motiven, Fragestellungen und Konstellationen zu beobachten. Bemerkenswert ist dabei der Umstand, dass die Untersuchung religiöser Sujets vornehmlich und breit von einer literaturinteressierten Theologie betrieben wird, während sich die literaturwissenschaftliche Seite bislang eher verhalten an diesem Dialog beteiligte.

Ludmila Peters, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Germanistik und vergleichende Literaturwissenschaft der Universität Paderborn, bearbeitet dieses Desiderat mit einer überaus anregenden Studie. „Religion als diskursive Formation. Zur Darstellung von Religion in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur“ lautet der Titel ihrer umfangreichen Publikation, die sie selbst als exemplarische Querschnittsstudie charakterisiert – doch weit darüber hinaus als eine wahre Pionierleistung bezeichnet werden darf. Entscheidend für die innovative Ausrichtung der germanistischen Studie ist der Begriff von „Religion“, den Peters ihrer Untersuchung zu Grunde legt. Im Anschluss an Michel Foucault, Ernesto Laclau und Chantal Mouffe versteht Peters das Phänomen Religion aus einer diskurstheoretischen Perspektive als Ordnungskategorie. Dieser gewählte Zugang zur Analyse von Religion in der Gegenwartsliteratur, der zugleich den theoretischen Rahmen der gesamten Studie bildet, erlaubt es ihr, spezifische Ausformungen, Schwerpunktsetzungen und ästhetische Verarbeitungsprozesse des weiten Themenfeldes „Religion“ kriteriengeleitet in



literarischen Werken zu untersuchen. Den Entwicklungen der Globalisierung und sich kulturell verändernden Gesellschaften gerecht werdend, nimmt der Band sodann epische Texte in den Blick, die christlich, jüdisch und muslimisch konnotiert sind. Dabei untersucht Peters exemplarisch jeweils einen Text der Autoren Patrick Roth, Benjamin Stein und Navid Kermani. Im Mittelpunkt der Auseinandersetzung mit Patrick Roth, der in seinem Schaffen vielfach biblische Motive aus den Apokryphen aufnimmt und diese in einer unhintergehbaren Sprachsensibilität weiterzuerzählen weiß, steht der 2012 erschienene Roman „Sunrise. Das Buch Joseph“. Den vielfach gelobten Roman „Die Leinwand“ (2010) des jüdischen Autors Benjamin Stein untersucht Peters im Hinblick auf ein (orthodoxes) jüdisches Leben in seinen verschiedenen und individuellen Ausprägungen. In Navid Kermanis Roman „Große Liebe“ (2014), der einnehmend eine Jugendliebe vor dem Hintergrund islamischer Mystik beschreibt, gilt das Forschungsinteresse von Peters der Verhältnisbestimmung zwischen westlicher Kultur und muslimischer Religion im Alltag einer Kleinstadt. Auf die ausführlichen

und detailreichen Einzelanalysen der Romane folgt sodann eine Einordnung in das weitere Oeuvre der Autoren. Ein abschließendes Kapitel bestimmt auf der Grundlage der erarbeiteten Forschungsergebnisse Literatur im diskursiven Feld von Religion, Säkularisierung und Moderne.

Ludmila Peters hat mit ihrem Band „Religion als diskursive Formation“ eine theoretisch innovative, gründlich recherchierte und gleichermaßen von literarischem Engagement wie wissenschaftlichem Ethos getragene Untersuchung vorgelegt, die Leserinnen und Lesern die Möglichkeit zu einem faszinierenden Perspektivwechsel im Zueinander von Religion und Literatur ermöglicht. Wer sich wissenschaftlich verantwortet an dem Dialog von Religion und Literatur auf der Höhe der Zeit beteiligen will, kommt an diesem bereichernden Band nicht vorbei.

Clemens Hermann Wagner

Mauro Fosco Bertola / Christiane Solte-Gresser (Hg.)
An den Rändern des Lebens
Träume vom Sterben und Geborenwerden in den Künsten

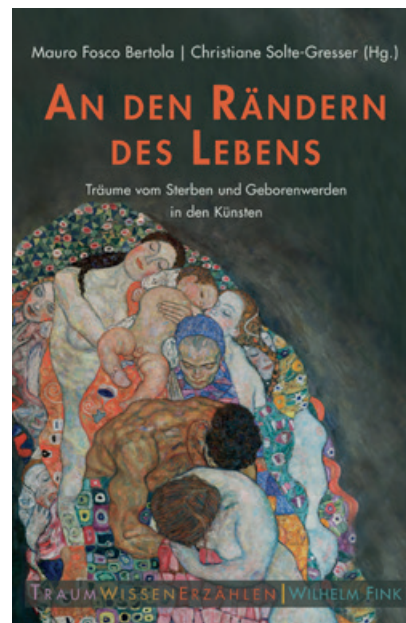
Paderborn: Fink Verlag, 2019

419 Seiten m. Abb.

79,00 €

ISBN 978-3-7705-6450-7

Im Hinblick auf Dževad Karahasans Roman „Der nächtliche Rat“ schreibt Hanna Matthies: „Erst die Begegnung mit den Toten bringt ihm (dem Protagonisten, L. H.) seine Handlungsfähigkeit und seine Lebendigkeit zurück.“ (213) Der Titel des Sammelbandes ist passend gewählt: Die Ränder des Lebens zeigen sich dort, wo man seine Handlungsfähigkeit verliert. Wir können paradoxerweise durch den Tod allem eine Bedingung stellen: Entweder dieses oder jenes geschieht oder ich töte mich. Wir können aber nicht sagen: Ich lasse mich nur geboren werden oder ich sterbe nur, wenn ... Die Ränder eines Lebens haben ihre eigene Bedingungslosigkeit und so wundert es nicht, wenn sie im künstlerischen Bereich wichtige Themen werden. Und weil der Traum auch eine Form der seine eigene Realität bedingenden Unbedingtheit hat, ist er nicht umsonst Geschöpf von des Schlafes Bruder (Hypnos und Thanatos). Dabei ergibt sich als bedeutungsvoll für die künstlerische Darstellung: „Die unausweichlich bestehende Kluft zwischen einer allgemeinmenschlichen Erfahrung und ihrer subjektiven, individuellen Nicht-Erzählbarkeit lotet der Traum in ebenso irritierende wie origineller Art und Weise aus.“ (8)



In den angesprochenen mittelhochdeutschen Erzähltexten (Nine Miedema) liegt das Schwergewicht auf ihren Negatives für die Mutter-Kind-Beziehung bewirkenden Träumen. Zwei frühe lithografische Alben Odilon Redons fühlen sich in den Kontext einer evolutionsheoretischen Erlebnistönung seines Zeitalters ein. Sie sind für den Rezensenten ein schönes Beispiel für die Vorstellungen von einem unbewussten Evolutionsgott, der sich im Traum (wie Ernst Bloch zu sagen pflegte) ohne Selbstbewusstsein herausprozessieren will. Dem entspricht Katharina Thurmair: „Trotz dieser Evokationen konkreter Referenzrahmen entziehen sich die Blätter einer eindeutigen Interpretation und verweisen ... den Betrachter auf die reine Seherfahrung zurück.“ (61)

Sigrid Ruby schreibt über die Künstlerin Dana Schutz (How We Would Give Birth, 1977) im Kontext einer kunstgeschichtlichen Betrachtung zum Thema von Geburtsvorgängen. „Der Geburtsvorgang ... gehört ... nicht zur Ikonographie der Geburt in den europäischen Bildkünsten. Das hier dominierende Narrativ ist das von der Geburt Christi, des Menschgewordenen Sohn Gottes, die sowohl weibliche als auch transzendente Dimensionen besitzt.“ (85)

Mauro Fosco Bertola beschäftigt sich mit einem herausragenden Vertreter der neuen Musik, mit Salvatore Sciarrino (Lohengrin, 1983). Musikalisch testet Sciarrino gern die Grenzen der Hörbarkeit aus. Im Lohengrin, dem sich Sciarrino über eine Erziehung von Jules Laforgue (1887) nähert, bekommt Elsas Suche nach der Liebe die Bedeutung einer anthropologischen Grunderfahrung: „Sie ist das Zeichen einer verlorenen Einheit mit der Welt, die nicht zurückgewonnen werden kann. ... Liebe ist bei Sciarrino nicht Erlösung, sondern ein nie zu erfüllendes Begehren des soziokulturellen Subjekts.“ (120)

Angela Calderón Villarino untersucht Gerard de Nervals „Aurélia“ (1855), der ein Traumtagebuch im Sinne einer unterweltlichen Jenseitsreise im Kontext vor allem christlicher und spiritistischer, aber auch vieler anderer Vorstellungen inszeniert. Dabei verschiebt sich die Auseinandersetzung mit dem Tod hin zu einer Auseinandersetzung mit dem Traum und seiner Bedeutung.

In Peter Brandes' Beschäftigung mit Traumdarstellungen in Thomas Manns „Zauberberg“ (1924) vermisse ich den essenziellen Hinweis auf das seit der Antike vertraute Erzählmotiv der Jenseitsreise. Genau damit setzt Manfred Engel sachgerecht ein, wenn er über „Träume vom Leben nach dem Tode bei Jean Paul“ schreibt und mit dem antiken Gilgamesch-Epos einsetzt.

Arnold Schönbergs unvollendetes Oratorium „Die Jakobsleiter“ (1915ff) ist unter anderem stark inspiriert durch Balzacs Novelle „Seraphita“, durch die die Himmelsleiter bei Schönberg als Medium des Auf- und Absteigens karmisch geprägter Seelen interpretierbar wird (Axel Schröter).

Nach der Lektüre des Sammelbandes bleibt trotz der Unterschiedlichkeit der Beiträge ein Gespür dafür haften, welche Tendenzen der unübersichtlichen Moderne durch das Thema „Träume vom Sterben und Geborenwerden in den Künsten“ etwa in weltanschauungsanalytischer Hinsicht relevant sind. In dieser Hinsicht kann ich den Sammelband empfehlen.

Linus Hauser

● PHILOSOPHIE / ETHIK



Thomas Alexander Szlezák

Platon

Meisterdenker der Antike

München: C.H. Beck Verlag, 2021

779 Seiten

38,00 €

ISBN 9783406765261

Thomas A. Szlezák, international renommierter Platon-Kenner, weist in seiner neuesten, ebenso voluminösen wie kenntnisreichen Studie nach: Platon will zur klaren Welt des Geistes und der Ideen emporsteigen. Sein berühmtes „Höhlengleichnis“ in der Politeia zeigt es: Ohne Ab- und Umkehr, metanoia, gibt es kein Verhältnis zur Wahrheit. Die Wahrheit aber gilt es zu erkennen. Sie ist das eigentliche Ziel und die Erfüllung des menschlichen Lebens. Es geht darum, den Weg aus der dunklen Höhle zu finden, den Aufstieg aus der Schattenwelt ins Licht zu wagen.

Erkenntnis und Leben, Wahrheit und Interesse gehören nach Platon zusammen. Zugegeben: Den Standpunkt des Protagoras, der Mensch sei das Maß aller Dinge, teilte er in letzter, d.h. ontologischer Konsequenz nicht. Dennoch war für Platon die Erkenntnis der Wahrheit nicht freischwebend. Sie hat einen Träger. Sie ist gebunden an die Person, den Erkennenden. Deutlich wird das auch an der Frage, die Platons Lehrer umtrieb: Was ist sittlich gutes Handeln? Platon greift die Frage des Sokrates auf und diskutiert sie in vergleichbarer Weise. Gleichwohl ist für Szlezák Sokrates eher eine „Schöpfung Platons“ als bloß eine historische Figur, jedenfalls eine Figur, die nach Wahrheit strebte und dabei auf ihre eigene innere Stimme, den daimonion, hörte.

Der Glaube kommt vom Hören! Das steht nicht nur im Neuen Testament (vgl. Röm 10,17), das wusste schon Platon. Der Mensch ist vor allem ein Hörender. Nicht durch Erfahrung, nicht durch die Anstrengung des Begriffs, sondern durch das Offensein für das Sein, für das Vernehmen des Seienden, kurz, vor allem hörend – ex akoäs – wird er der Wahrheit jener aus göttlichem Urgrund stammenden Rede teilhaftig.



Es geht darum, das Richtige, das Wahre zu erkennen, und das als wahr Erkannte dann zu bejahen, zu wollen und zu tun: Das Wahre ist das Gute, bonum. Mit anderen Worten: Der Mensch handelt nicht dadurch schon allein sittlich gut, dass er faktisch richtig handelt, dass er also seine Pflicht erfüllt und nichts tut, was der Gesetzgeber verbietet und die Gesetzeshüter, die Polizei, auf den Plan ruft. Es geht nach Platon nicht darum, dass der Mensch nur faktisch, sondern dass er grundsätzlich sittlich handelt. Es gilt die Maxime: „Lieber Unrecht leiden als Unrecht tun.“ (Platon, Gorgias 469c)

Nicht die Werke machen den Menschen gut, sondern der Mensch, der gut ist, d.h. der angetan und erfüllt ist von der „Idee des Guten“, *idea tou agathou*, der handelt gut. Das sittlich gute Handeln wird nicht durch die Tat gut, sondern durch das, wovon der Handelnde erfüllt ist. Erfüllt vom Guten wird der Mensch erst Mensch, verhält er sich menschlich, human. Es gilt, sich von der Idee des Guten durchdringen zu lassen, ja geradezu ergriffen zu sein und sich so zu öffnen für andere Menschen und für das Göttliche. Der platonische Eros kommt ins Spiel. Er treibt den Menschen von der Liebe zu immer gesteigerten Gestalten und Formen bis zur Erkenntnis der Wahrheit, der Idee der Ideen.

Insofern ist es vollkommen richtig zu sagen, dass es nicht reicht, allein die dialogische Form der platonischen Äußerung zu interpretieren. Die platonischen Figuren in diesen Dialogen müssen mitbedacht werden, will man das Gesagte in diesen Dialogen recht verstehen. Wahrheit, Lüge und Irrtum, Hoffen und Bangen, Glauben und Lieben habe nicht nur eine zwischenmenschliche Dimension, sondern ein personales Fundament. Nicht von ungefähr artikuliert Platon dezidiert seine Schriftkritik, woraus deutlich wird, dass das Haus der Wahrheit nicht in der Schriftlichkeit, *syngramma*, zu finden ist. „Denn die Öffentlichkeit der Schriftkultur kann niemals die Bedingungen gewährleisten, unter denen die gesuchte Erkenntnis hervorleuchtet.“ (188)

So setzt das Buch neue Akzente in der Platonforschung. Sorgfältig wird die Person des Platon untersucht, einzelne Phasen seiner Vita werden ausgeleuchtet und erscheinen in einem neuen Licht. Überdies werden seine Werke vorgestellt und in Korrespondenz zu seinen Lebensabschnitten gestellt. Die Chronologie der platonischen Schriften wird kritisch geprüft und eine Hermeneutik des platonischen Dialogs erarbeitet. Im dritten und ausführlichsten Teil kommt schließlich das Denken Platons zu Wort: seine „Philosophie der Philosophie“, seine Anthropologie mit Psychologie und Ethik, seine „Philosophie der staatlichen Gemeinschaft“, seine spezifische Kosmologie und vor allem „die Entdeckung der Idee“, seine Prinzipienlehre und sein Verhältnis zu Gott und den Göttern, seine Frömmigkeit.

Sämtliche Themata sind miteinander vernetzt, greifen ineinander, dürfen nicht getrennt, sondern müssen aufeinander bezogen werden. Es ist wie mit dem seit Aristoteles beliebten Vorwurf, Platon schaffe eine doppelte Welt. Er trenne die Welt der Ideen von der Welt des Sichtbaren und rede zumindest erkenntnistheoretisch einem Dualismus das Wort. Nietzsche sah sich sogar veranlasst, von einer konstruierten „Hinterwelt“ zu sprechen, und bezeichnete Platon und die Seinen als „Hinterweltler“, der uns letztlich zu „Hinterwäldlern“ degradiere.

Dem Autor gelingt es, durch sorgfältige Vita- und Werkanalyse, vor allem aber durch eine ebenso sensible wie subtile Einbeziehung der antiken Zeugnisse zu Platons Theorie der Prinzipien, das Gegenteil darzulegen: Platon ist alles andere als der Vertreter, geschweige denn „der Erfinder“ eines epistemologischen oder gar ontologischen Dualismus. Ihm geht es stets um das Ganze, um die Wirklichkeit insgesamt, um die Erkenntnis von Zusammenhängen und Vernetzungen, um Überblick und Orientierung. Er bleibt nicht bei einer bloßen Entgegensetzung von Ideenwelt und Sinnenwelt stehen. Er präsentiert vielmehr eine differenzierte Ontologie, in der zwar verschiedene Seinsebenen sorgfältig unterschieden, aber nicht getrennt werden. Die höheren durchdringen die niederen, nehmen diese auf und an, während die niederen in ihrem Seinssinn von den höheren bestimmt werden und auf diese verweisen.

Im Anhang kommt der Autor noch einmal auf den Siebten Brief und auf Platons Ironie zu sprechen. Dem Autor gelingt es, allen Argumenten gegen die Echtheit dieses Briefes zu widersprechen. Sie ziehen letztlich nicht und werden so peu à peu plausibel entkräftet. Die Ironie bei Platon wird gesondert untersucht. Sie erweist sich als „Darstellungsmittel von beschränkter Bedeutung und Funktion“ (625). Bei seinen Überlegungen zu den Eschata und seinem Glauben an das Gute schlechthin fehlt sie völlig. Hier zeigt sich vielmehr die Frömmigkeit des Denkens.

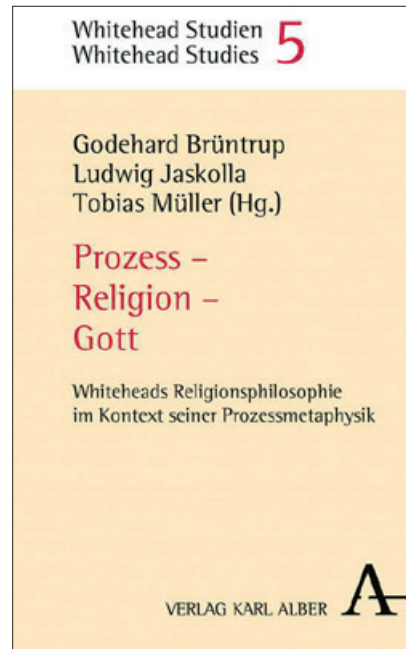
Manfred Gerwing

Godehard Brüntrup / Ludwig Jaskolla / Tobias Müller (Hg.)
Prozess – Religion – Gott
**Whiteheads Religionsphilosophie im Kontext seiner
Prozessmetaphysik**

Freiburg / München: Karl Alber Verlag. 2020
287 Seiten
34,00 €
ISBN 978-3-495-48960-4

Der hier anzuzeigende Sammelband regt dazu an, eine religionsphilosophische Diskussion weiterzuführen, die bisher in Deutschland nur zögerlich in Gang gekommen ist. Auch wenn das Werk des mathematisch und naturwissenschaftlich geprägten Denkers Alfred North Whitehead (1861-1947) als schwierig gilt, so lohnt es sich doch, am Leitfaden dieses Sammelbandes sich auf sein Denken einzulassen.

Die Bedeutung seines noch immer einzigartigen „prozessmetaphysischen“ Ansatzes kann kaum unterschätzt werden, denn Whitehead ist der erste Denker der Gegenwart, der es unternimmt, die individuellen Erfahrungen des menschlichen Lebens, die bisher meist zu phänomenologisch-hermeneutischen oder subjekttheoretischen Denkwürfen ohne ausdrücklichen Bezug auf die Naturwissenschaften geführt haben, und die Ergebnisse von Quantenphysik und Evolutionstheorie nicht mehr dualistisch oder gar antagonistisch nebeneinander laufen zu lassen, sondern sie zu einer einheitlichen Gesamtsicht in einer „spekulativen Kosmologie“ zu integrieren. Dazu entwirft Whitehead ein jederzeit korrigierbares, in sich widerspruchsfreies, aber zugleich empirisch gesättigtes Kategorienschema, mit dem alle unsere Erfahrungen – also religiöse, ästhetische, ethische, naturwissenschaftliche – in einem einheitlichen Rahmen als „metaphysische Situation“ „spekulativ“ gedeutet werden kann.



Da alle Wirklichkeit, als die und in der wir uns erfahren, sich ständig in einem Prozess von Werden und Vergehen befindet, schlägt Whitehead vor, die Wirklichkeit in Analogie zu einem Organismus zu betrachten, da ja alle einzelnen Elemente der Welt weder isoliert noch vollständig unabhängig voneinander existieren und daher von vornherein nur als auf einander bezogen gedacht werden können. Seine „organismische“ Philosophie basiert zugleich auch auf den Ergebnissen der Evolutionstheorie. Von diesem Ansatz aus weist er alle gängigen philosophischen und naturwissenschaftlichen Denkmuster zurück, die durch ihre irreführenden, als konkrete Wirklichkeit erscheinenden Abstraktionen (fallacy of misplaced concreteness) Gegensätze statt Beziehungen („Bifurkationen“ statt „Relationen“) in den Blick nehmen, wie z.B. endliche und unendliche Substanz, geistiges und materielles Sein, Vernunft- und Tatsachenwahrheiten, Vernunftgründe und Erfahrungsursachen.

Statt relationsloser Größen lässt sich Whiteheads Welt als ein organisches Beziehungsgeflecht von Erfahrungseinheiten („drops of experience“ mit unteilbarem Volumen und Zeitquantum) bestimmen, die er „actual entities“ (aktuelle Geschehnisse bzw. Ereignisse) nennt. Sie stellen „aufgrund der Art ihrer Selbstkonstitution interdependente elementare Erfahrungskonzentrationen des Universums dar (Dörr, 68)“. Aus ihnen, ihren Verknüpfungsbewegungen („nexûs“) und aus „Gesellschaften“ (societies) solcher Verknüpfungen baut sich der Kosmos auf. Unter solchen „Nexûs“ versteht Whitehead Gebilde wie Moleküle, Kristalle, Zellen, Pflanzen, Tiere und natürlich Menschen bilden wiederum „Gesellschaften“ solcher Nexûs. Sie alle entwickeln sich als lebendiger Prozess von einem physischen Pol (den Vorgegebenheiten ihrer Vergangenheit, die ihnen einen begrenzten Horizont von Lebensmöglichkeiten anbieten) zu einem psychischen Pol (der selbst vollzogenen Zukunft als ihrer Erfüllung).

In diesem Entwurf, der als Kosmologie gefasst ist, hat die Religion bzw. haben die Religionen als phänomenologisch zu erschließende Dimensionen der Wirklichkeit der Menschen einen anerkannten Ort in der Welt. Sie sind als Entwicklungsprozesse auf der Basis kulturell bedingter Lebensformen zu deuten, die sich in einem Prozess fortlaufender Rationalisierung in Auseinandersetzung mit anderen Religionen oder den Wissenschaften weiterentwickeln können.

In Whiteheads prinzipiell revidierbarer Metaphysik kann auch Gott in seiner kosmologischen Relevanz gedacht werden – und zwar als „erste Irrationalität“, also in der Weise eines Grenzbegriffs. Bernhard Dörr beschreibt dies so: „Ähnlich wie schon in ‚Science and the Modern World‘ hat Gott auch in ‚Process and Reality‘ die Funktion, die Möglichkeiten, die jeder ‚actual entity‘ im Werdeprozess zur Verfügung stehen, zu begrenzen, da es sonst nicht einsichtig wäre, wie trotz der vielen Möglichkeiten eine gewisse Konstanz im Weltverlauf gewährleistet werden kann. Gott spannt somit einen Rahmen von Möglichkeiten auf. Allerdings sieht Whitehead Gottes Funktion hinsichtlich der Welt nicht nur in der Begrenzung, sondern in einer gleichzeitigen Bewertung der möglichen Bestimmtheiten. Diese zusätzliche Zuschreibung wird dadurch legitimiert, dass die Tendenz der Welt, immer neuere und komplexere Formen zu verwirklichen, dadurch erreicht werden kann, dass Gott zu mehr Komplexität und Harmonie ‚überredet‘, wobei das spontane Moment in der Wirklichkeit bewahrt wird. Gott ‚lockt‘ gewissermaßen die Welt zu tieferer Erfahrung, ohne ihr die Freiheit zu nehmen.“

Was bedeutet diese Analyse für das Gotteskonzept? Analog zu den weltlichen Entitäten führt die metaphysische Analyse hinsichtlich des Gotteskonzepts zu einer Bipolarität Gottes, durch die er mit der Welt verbunden ist: Während sein ‚mentaler Pol‘, der ‚Urnatur‘ (primordial nature) genannt wird, alle möglichen Formen als Potentiale für die Welt enthält und diese für den Konstitutionsprozess der weltlichen Entitäten als mögliche zu realisierende Formen gerade so abstimmt, dass die Verwirklichung dieser Formen zu größtmöglicher Erfahrungstiefe bei gleichzeitiger größtmöglicher Sozialverträglichkeit führen würde, nimmt Gott die weltlichen Entitäten durch seine Folgenatur (consequent nature), die sein ‚physischer Pol‘ ist, in seinen eigenen Prozess auf, sobald diese vollständig bestimmt und so in der Welt vergangen sind. Es gibt also nicht nur eine organische Verwobenheit der weltlichen Entitäten untereinander, eine solche findet sich – wenn man den Grundannahmen der metaphysischen Analyse Whiteheads folgt – notwendig auch zwischen Gott und Welt“ (15 f). Die christliche Schöpfungslehre z.B. wird hier gedanklich anschlussfähig. Auf dieser philosophischen Basis ist ein Gespräch zwischen Religionen (und ihren Theologien) mit den Naturwissenschaften möglich.

Der vorliegende Band bemüht sich auf diesem Hintergrund um die explizite Aufarbeitung und Rezeption der Religionstheorie und -philosophie Whiteheads. Der Rezensent empfiehlt den neugierig gewordenen Leserinnen und Lesern, die sich ein erstes Verständnis des interessanten, aber durchaus komplexen Entwurfs einer Kosmologie, welche Religion und Gottesbegriff in ihr Gedankengebäude zu integrieren vermag, neben der Einleitung der drei Herausgeber die in besonders eindringlicher Weise zu Whitehead hinführenden Aufsätze von Bernhard Dörr über „Whiteheads Beitrag zur Zivilisierung der Menschheit“, von Tobias Müller über „Begründung, Entwicklung und Status des Gottesbegriffs in Whiteheads Philosophie“ und von Klaus Müller über „Whiteheads Gottesgedanken als Einholung biblischer Intuitionen“.

Bernhard Dörr sieht das Besondere der Whitehead’schen philosophischen Kosmologie in seinem Begriff des Universums. Er biete eine Alleinheitsperspektive dar, innerhalb derer Gott und Welt miteinander interagieren. Religion stellt den Menschen dabei in das Ganze des kosmisch-biotisch-zivilisatorischen Ereigniszusammenhangs hinein. So könne die Einheit der Menschheit ohne Zwang, Gewalt und Unterdrückung als normative Bestimmung menschlichen Verhaltens in den Blick rücken.

Klaus Müller zeichnet in knappen Strichen eine Geschichte derjenigen „pantheistischen“ Denkbewegungen der europäischen Geschichte seit den Vorsokratikern, die den Zusammenhang von Kosmos (Universum) und Gottesgedanken immer neu umkreist haben. Von diesem Hintergrund her deutet er Whiteheads theistische Philosophie als den Versuch, die von den Hauptrichtungen der christlichen Gottesrede verdrängte, „aus den jüdisch-christlichen Traditionen stammende Idee eines sich in Liebe der Welt zuwendenden, nachgerade sich an sie verliebenden Gottes“ „wieder ... zugänglich zu machen“. Eine Gottesrede, die Gott als politische Herrschergestalt, Moralinstanz oder abstraktes Grundprinzip deute, werde hier zugunsten eines „großen Begleiters“ oder „Mitleidenden“ verabschiedet. Es handele sich um eine den Intentionen der kantischen Religionschrift ebenbürtige „Einholung religiöser Gehalte in einen Horizont vernunftgemäßer Rechtfertigung“ (200 f passim).

Der Mitherausgeber Tobias Müller arbeitet die allmähliche Entwicklung des von Whitehead im Interesse einer methodischen Begründung seiner philosophischen Kosmologie eingeführten Gottesbegriffs heraus. Er sei also streng metaphysisch und nicht genuin religiös motiviert. Wer den drei Stufen dieser Entwicklung folgt, gewinnt ein plastisches Bild der Whitehead'schen Gedankenführung. Müller fasst dann auf sehr gelungene Weise die charakteristischen Merkmale dieses Gottesgedankens, die „göttliche Konkreszenz“ (seine in das Universum „hineinwachsende“ Schöpfungstätigkeit zwischen „Urnatur“ und „Folgenatur“) und zugleich „bleibende Andersheit“, zusammen. Es folgen beachtenswerte Ausführungen zum Status dieses Gottesbegriffs als eines kontingenten inhaltslogischen Grenzbegriffs. Zum Abschluss resümiert der Autor, die Whitehead'sche Kosmologie biete sich „als ein konzeptioneller Bezugspunkt für die von einer heutigen Theologie geforderten Vermittlungsversuche mit dem modernen Denken (z.B. im Dialog mit den Naturwissenschaften) an“, und kommt zu folgendem Schluss: „Besonders die auf strikten Dualismen beruhenden Aporien des gegenwärtigen Denkens können mit Whiteheads philosophischer Kosmologie vermieden werden, denn diese bieten einen metaphysischen Ansatz, mit dem die strikte Trennung von Materie und Geist sowie von Natur und Gott überwunden werden kann, ohne dass eine der beiden Instanzen auf die andere reduzierbar wäre. (140)“

Solchermaßen gerüstet kann sich der Leser dann einigen zum Einstieg geeigneten Schriften Whiteheads zuwenden, wie sie Tobias Müller unter der Perspektive der Entwicklung des Whitehead'schen Gottesbegriffs vorgestellt hat, etwa der in den zwanziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts verfassten Schrift „Was ist Religion?“ („Religion in the Making“) oder kürzeren, aus Vortragsreihen entstandenen Abhandlungen wie „Wissenschaft und moderne Welt“ („Science in the modern World“).

Hans-Jürgen Müller

Hans Joas

**Im Bannkreis der Freiheit
Religionstheorie nach Hegel und Nietzsche**

Berlin: Suhrkamp Verlag, 2020

668 Seiten

38,00 €

ISBN 978-3-518-58758-4

Als Jürgen Habermas im Jahre 2019 sein umfangliches Alterswerk „Auch eine Geschichte der Philosophie“ vorlegte, reagierte der Religionssoziologe Hans Joas in der Süddeutschen Zeitung mit einer würdigen und gleichzeitig schneidenden Kritik. Der Philosoph und Soziologe Habermas hatte in seinem Werk die Leitfrage „Was ist Philosophie?“ im Sinne einer genealogischen Rekonstruktion durchbuchstabiert und in der Menschheits- und Philosophiegeschichte eine soziale Evolution hin zu einem nachmetaphysischen Denken, also hin auf die kommunikative Vernunft, entdeckt bzw. konstruiert. Hans Joas kritisiert genau diesen teleologischen Wurf, denn das Verhältnis von Glauben und Wissen sei zu eindimensional beschrieben und Habermas wiederhole mit seiner sozialen Evolution die Fortschrittsgeschichte westlicher Rationalität, die sich zunehmend von Religion emanzipiere und die moderne westliche Demokratie begründe.

Rund ein Jahr später legt nun Hans Joas seine eigene Religionstheorie vor, die sich als Gegenentwurf zu Habermas' Philosophiegeschichte der säkularen Vernunft lesen lässt. Joas startet sein Buch mit einem markanten Zitat von Alexis de Tocqueville. Dieses Zitat fasst, hier gekürzt wiedergegeben, Joas' Programm in aphoristischer Prägnanz zusammen: „dass der Mensch, ist er frei, gläubig sein muss.“ Joas kommt es nicht auf ein beliebiges Gläubigsein an. Er widerspricht der Mainstreamdenke von einem spezifischen Leitmotiv der Moderne, das Religion zunehmend intellektualistisch verkürzt und eurozentrisch verengt. Joas hingegen versucht seine Religionstheorie in Kritik und Überwindung nicht nur von Habermas, sondern insbesondere von Hegel und Nietzsche zu entwerfen – wie er im Untertitel seines Buches bekennt.



Das Buch besteht aus vier Teilen: In jedem der Kapitel „Ein neues Verständnis von Religion am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts“, „Säkularisierung und moderne Freiheitsgeschichte“, „Die Suche nach einer anderen Freiheit“ und „Das Projekt einer historischen Religionssoziologie“ werden drei bis fünf wirkmächtige Religionstheoretiker des neunzehnten und vor allem des zwanzigsten Jahrhunderts vorgestellt und interpretiert. Einfühlsam und sehr kenntnisreich vollzieht Joas diese Präsentationen. Denn die sechzehn Religionstheoretiker werden nicht nur einzeln erklärt, sondern auch in Vernetzung untereinander und zu anderen Wissenschaftlern vorgestellt. Zwei Drittel dieser Präsentationen gehen auf ältere Veröffentlichungen zurück, sind aber „bei Integration in das vorliegende Buch umgearbeitet“ worden. Die vorgestellten Personen (nur Männer!) reichen von Ernst Troeltsch, Rudolf

Otto und Max Scheler über Jon Dewey, Reinhardt Koselleck und Charles Taylor, über Ernst Cassirer, Paul Tillich, Reinhold Niebuhr und Wolfgang Huber bis zu Robert Bellah und José Casanova. Joas selbst ordnet seine genealogische Rekonstruktion ein als „Mittelding zwischen Monographie und Aufsatzsammlung“, als „einen Zyklus von Novellen, durch den aber ein ganzheitliches Bild entstehen soll“.

In Absetzung von Hegel und darin auch von Habermas einerseits und in Kritik an Nietzsche andererseits entwirft Joas im Schluss seines Buches das Bild einer globalgeschichtlichen Genealogie des moralischen Universalismus. Er nennt vier Desiderate für ein angemessenes Verständnis von Religion: (1) Die Selbstständigkeit der Religion mit eigener Binnenrationalität, (2) die historische Kontingenz von Religion, (3) die Idee verdankter Freiheit und (4) die globalgeschichtliche Wendung. Mit dieser vierfachen Revision reklamiert er eine alternative Sicht zu Habermas, aber auch zu Hegel, Marx und Nietzsche.

Hans Joas hat kein Buch für eine breite Leserschaft vorgelegt, doch wünscht der Rezensent ihm viele Leserinnen und Leser über die wissenschaftliche community hinaus. Es macht Freude, Joas' klarer Gedankenführung zu folgen, die Religion neu in Kraft und in Grenzen setzt.

Thomas Wagner

Winfried Schröder

Atheismus

Fünf Einwände und eine Frage

Hamburg: Meiner Verlag, 2021

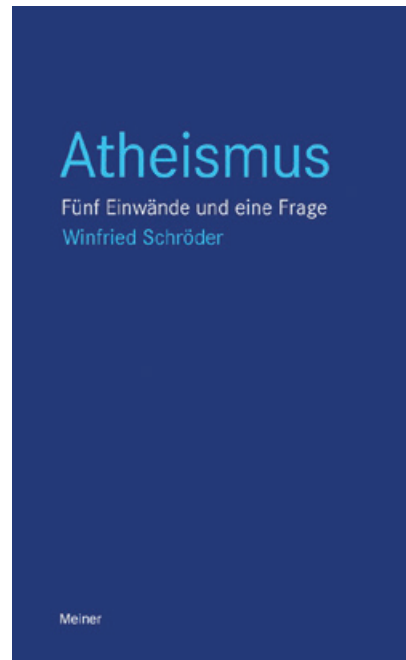
118 Seiten

16,90 €

ISBN 978-3-7873-3957-0

Winfried Schröder nennt als sein Vorhaben die Darstellung und Diskussion der wichtigsten Einwände, die gegen den Atheismus vorgebracht werden. Zu Beginn werden die zentralen Begriffe „Atheismus“ und „Theismus“ erklärt, wobei Schröder im Theismus einen Sammelbegriff von Theorien über Gott sieht, im Atheismus aber lediglich die Einzelthese, Gott existiere nicht (11), auch wenn hinter der atheistischen These verschiedene philosophische Ansätze stünden. Die theistische Position, auf die sich Schröder beziehen will, beschreibt er unter dem Titel „Standardtheismus“ als die Annahme der Existenz eines transzendenten Wesens, das mit den Eigenschaften „allmächtig“, „allwissend“ und „allgütig“ ausgestattet sei.

Der erste Einwand ist der Vorwurf des Dogmatismus, also der Atheismus sei dogmatisch in dem Sinne, dass er seine Position als Wissen ausbebe. Auch wenn der Agnostizismus nicht unter diesem Verdacht des Dogmatismus steht, wird er von Schröder zurückgewiesen, da es keine Pattsituation zwischen Theismus und Atheismus gebe. Stattdessen bemüht er das „Präsumptionsprinzip“, das fordert, eine starke Annahme zurückzuweisen, solange sie nicht mit „durchschlagenden Argumenten“ (was immer das auch sein mag) erwiesen sei. Die Beweislast wird dem Theisten zugeschrieben, der mangels Beweises grundlos, irrational glaube oder Atheist werden müsse. Illustriert wird das durch Bertrand Russells „Teekannen-Argument“, das die Behauptung der Existenz einer extraterrestrischen Teekanne gleich wahrscheinlich der Existenz Gottes sieht, so dass beide Behauptungen gleich zweifelhaft sind und zur Annahme der Gegenthese führen müssten. Zuletzt fügt Schröder hier noch das „Argument aus dem Unglauben“ an, bei dem, analog zu dem Theodizeeproblem, Gott den Glauben anstelle des Guten



will und daraufhin einen Widerspruch zwischen der Allmacht Gottes und tatsächlich verbreitetem Unglauben diagnostiziert.

Einem weiteren Einwand, dem Vorwurf, der Atheismus basiere auf einem materialistischen Weltbild, hält Schröder die Vielfalt der Weltbilder von Atheisten entgegen. Schröder räumt ein, dass bei Erklärungslücken, z. B. bezüglich der Feinabstimmung des Kosmos (fine-tuning), der Atheismus die Möglichkeit einer ordnenden, intelligenten Ursache einräumen müsse. Diese Ursache könne, angesichts des Übels in der Welt, aber nicht mit Güte ausgestattet sein und genüge damit nicht dem Standardtheismus.

Bei den Einwänden, der Atheismus sei politisch motiviert und eine verbindliche Moral ohne Gott nicht denkbar, führt Schröder den Leser in die Abgründe von Spekulationen, die weiterspinnen, wenn Gott in seiner Allmacht willkürlich Regeln erlassen und ändern dürfe. Er kommt zu dem Schluss, dass dann kein moralischer Grundsatz bleibende Geltung beanspruchen könnte.

Im fünften Kapitel setzt sich Schröder mit „alternativen Gotteskonzeptionen“ auseinander. Er meint, Abweichungen von dem eingangs definierten „standardtheistischen Gottesbegriff“ seien allein dadurch motiviert, sich gegen die atheistische Kritik (insbesondere die Theodizee) zu immunisieren.

Bei der im Titel erwähnten Frage geht es darum, ob der Atheismus gegenüber dem Theismus, hier explizit dem Christentum, mit Verlusten verbunden sei. Gibt der Glaube „Halt im Diesseits“ und „Trost im Jenseits“? Schröder weist beides mit dem Verweis auf die Ungewissheit der Gnade Gottes sowie auf die Ewigkeit von Höllenstrafen zurück. Dies folgert er, nachdem er jede von seinem Verständnis abweichende Auffassung biblischer Texte und theologischer Tradition als nicht dem Christentum entsprechend zurückgewiesen hat.

In seinem Fazit zeigt sich, dass seine Ablehnung des Theismus im Wesentlichen auf dem „Theodizee-Argument“ bzw. seiner abgewandelten Form, dem „Argument aus dem Unglauben“, beruht. Insgesamt muss festgestellt werden, dass es Schröder nicht, wie er behauptet, um eine defensive Darstellung und Diskussion von Einwänden gegen den Atheismus geht, sondern um eine möglichst finale Abrechnung mit dem Theismus im Allgemeinen und dem Christentum im Besonderen. Dass er hierzu eine festgefügte Auffassung vertritt, was für das Christentum essentiell sei, und die Christenheit dazu verpflichten will, einhundert Jahre Bibelwissenschaft zu ignorieren, und sie auf ein bestimmtes (nichttheologisches) Verständnis theologischer Begriffe wie (z.B. Allmacht, Offenbarung, Gnade, ewiges Leben, Auferstehung) festlegen will, führt dazu, dass seine Kritik im Wesentlichen an dem, was Christen glauben, vorbeigeht.

Schröders Wunsch, eine zu seinem Atheismus konträre Position zu schaffen, die sich der vernichtenden Kritik nicht entziehen kann, erscheint offensichtlich. Symptomatisch hierfür ist die wiederholt unvollständige Übersetzung eines Zitats von Paul Tillich (im englischen Zitat ist sie vollständig), der von Gott als dem „Symbol“ dessen, was uns unbedingt angeht, spricht. Dass Schröder den Begriff „Symbol“ nicht mitübersetzt und die Position von Tillich für nichtssagend hält, zeigt, dass er zwei für das Verständnis des Glaubens an Gott wesentliche Punkte ignoriert: (1) Alle Aussagen über Gott sind Symbole, Metaphern, Modelle, die auf etwas anderes verweisen. Und: (2) Hinter den Modellen stehen Fragestellungen, die sie beantworten sollen.

Ohne die Beachtung der Frage kann ein Modell nicht verstanden werden, seine Implikationen können nicht einfach auf die Sache, auf die sie verweisen, bezogen werden. Tillich nennt die Frage, die hinter dem Glauben an Gott steht; es ist die Frage nach dem, was unbedingte Geltung beanspruchen kann. Wie die Antwort auch ausfallen mag, sie stellt einen Standpunkt dar, dem immer eine Entscheidung zugrunde liegt, über die man, wenigstens sich selbst gegenüber, Rechenschaft geben muss. Ob man an Gott glaubt oder seine Wirklichkeit bestreitet, beides verlangt nach einer Rechtfertigung. Wenn man die Wirklichkeit Gottes, als Symbol dessen, was uns unbedingt angeht, letztlich aber zur Wirklichkeit einer im Weltraum fliegenden Teekanne mutieren lässt, wie Schröder es nahelegt, wer könnte dann ernsthaft ein Theist sein?

Johannes Drescher

Asfa-Wossen Asserate / Annette Friese (Hg.)

Toleranz – Schaffen wir das?

Die wichtigsten Stimmen Deutschlands zur Frage des Jahrhunderts

Aslar: adeo Verlag, 2020

284 Seiten m. s-w Abb.

22,00 Euro

ISBN 978-3-86334-270-8

Dieser höchst lesenswerte polyphone Sammelband geizt qua Untertitel des Werkes nicht mit Superlativen: die(!) „Frage des Jahrhunderts“ steht an, dazu die „wichtigsten Stimmen Deutschlands“. Einer der Herausgeber kann ja einen unschätzbaren Vorteil zum Thema für sich reklamieren: Als Angehöriger des äthiopischen Kaiserhauses und zugleich als in Deutschland akademisch Ausgebildeter kennt er Äthiopien als Musterbeispiel eines friedlichen Zusammenlebens der abrahamitischen Religionen und als zweite Sicht die gesellschaftspolitischen Verhältnisse in Europa. Die Fülle der Textbeiträge lässt sich in drei Perspektiven unterteilen: erstens Positionen mit einem weiten, fast utopischen Toleranz-Begriff; zweitens solchem, die diesen noch als zu restriktiv kritisieren und schließlich drittens Stimmen, die im Blick auf die menschliche Endlichkeit ein realistisch-begrenztes Konzept von Toleranz vortragen.

Zur ersten Gruppe: Der Schriftsteller Navid Kermani sieht die europäische Grundidee der Offenheit als verraten an, wenn man glaubt, Europa gegen vermeintliche „Eindringlinge“ verteidigen zu müssen – Europa darf nämlich nicht als geografische Größe eingeführt, sondern müsse als Geisteshaltung verstanden und realisiert werden. Sonst bilde man sich die eigenen Feinde heran und vollende tragischerweise selbst, was Bin Laden mit „9/11“ provozieren wollte. Der Kunsthistoriker und Diplomat Manfred Osten begründet seinen kosmopolitischen Impetus mit zwei Gewährsleuten: Zum einen mit dem Gegenwartsphilosophen Peter Sloterdijk. Dieser fordert Mut, die andere ausgrenzende, je eigene „häusliche Ordnung zu domestizieren“, ja zu verlassen in Richtung auf eine „Umsiedlung in eine höhere Häuslichkeit“ der Weltbürger. Zum anderen recurriert



Osten auf Goethes Reflexionen über Orient und Okzident vor allem in seinem „West-östlichen Divan“: Goethes enthusiastisches Mohammed-Verständnis dort zeichne diesen als „schöpferisches Genie“ (219), als Ausbund an religiöser Toleranz. Dies sei eine Sicht von „weit vorausweisender Modernität“.

Bemerkenswert ist, dass der Sammelband neben solch weiten, ja fast utopischen Toleranzbegriffen auch Positionen präsentiert, nach denen jene noch viel zu vertikal, „top-down“, nicht auf Augenhöhe strukturiert sind und gewaltförmige Hierarchien affirmieren. So betitelt der vielfach ausgezeichnete „Sozialaktivist“ Ali Can seinen Beitrag programmatisch mit: „Toleranz reicht nicht!“ Für den vorzüglich unangepassten Migranten lauern an allen Ecken des Landes Alltagsrassismus – in Schulen, an den Eingängen von Discos – in Form von Ausgrenzung und Erklärungszwang. „Muster-Migranten“(76) spiegeln diese paternalistischen Erwartungen, indem sie sich asymmetrische übergriffige Zwänge wie „astreine Sprachkenntnisse und europäische Traditionen schablonenhaft“ (79) auferlegen lassen. Menschen sollten jedoch vielfältige Heimaten und

zahlreiche Identitäten haben (dürfen). In dieser Perspektive stimmt der medial bekannte Literaturkritiker Ijoma Mangold in die provokative Forderung „Desintegriert Euch“(145) ein und lehnt den herkömmlichen Integrationsgedanken ab, weil diesem die gesellschaftliche Majorität der „Almans“ den Takt vorgibt und dem Neuankömmling das pseudotolerante „Stöckchen hoch hält“(145), über das die zu normierende Minderheit gefälligst zu springen hat. Dem, der dabei Integration fordert, sehe man die „Vorfreude aufs Scheitern schon an“(145).

Die dritte Gruppe der Beiträge favorisiert eine realistische Sicht des Toleranz-Problems. Der syrisch-deutsche Politikwissenschaftler Bassam Tibi prägte 1998 den umstrittenen Begriff der „Leitkultur“ als Hausordnung für Menschen verschiedener Kulturen in einem europäisch-liberalen Gemeinwesen, als Klammer zwischen Zuwanderern und Ursprungsgesellschaft. Einerseits bedeute für ihn wahre Toleranz: Offenheit, Zuhören, aber auch eine gefestigte eigene Identität, um zu einem Kompromiss zu kommen. Toleranz darf jedoch nicht grenzenlos beliebig sein, sie hat das Recht, ein Nein zu sagen. Dulden von Intoleranz gehört nicht zur Toleranz; seine Beispiele dafür sind Scharia, Polygamie. Der Schriftsteller Martin Mosebach hält schnörkellos fest: Den drei abrahamitischen Religionen geht es um die Wahrheit, um die eine Wahrheit und „die Wahrheit der einen ist eine Beleidigung für die anderen und umgekehrt“ (170). In einer solchen Situation des Entweder-oder unter Vita-brevis-Bedingungen bleibt für Toleranz eigentlich nur der unbedingte Ausschluss von Gewalt. Für Christen gäbe es jedoch eine Forderung, die dem singulären Wahrheitsanspruch ebenbürtig ist: die Liebe – Liebe als Hingabe und Vergebungsbereitschaft. Wahrheit im Singular und Liebe zu einem existentiellen Ausgleich zu bringen vermögen eigentlich nur „religiöse Genies“ (177) wie z.B. Mystiker und Heilige. Der Religionsphilosoph Eckhard Nordhoben argumentiert anthropologisch mit der radikalen Endlichkeit des Menschen, der sein Leben nur im Singular besitzt. Dem Homo religiosus, dem seine Religion so wichtig ist, dass er sie zum Mittelpunkt seines einmaligen Lebens macht, genügt ein auf den aller kleinsten Nenner zusammengekürzter Inhalt an Gemeinsamkeiten der verschiedenen Religionen (wie z.B. Künigs „Welt-

ethos“) wohl nicht. Differenzen sollen nicht beseitigt werden, sie dürfen aber nicht Quelle von Gewalt sein. Toleranz beweist ihre Qualität dadurch, dass sie starke Unterschiede aushält, erträgt.

Der theologisch, philosophisch und gesellschaftspolitisch interessierten Leserschaft bietet der Sammelband somit eine breite Palette von anregenden Positionen. Über das Orientierend-Grundsätzliche hinaus kommen allerdings erst dann die Mühen der Ebene, nämlich jene Essentials auf konkrete Entscheidungen im Alltagsleben hin umzusetzen: etwa auf kulturell unterschiedliche Meinungen z.B. zur Geschlechterordnung, zu Kleidungsreglungen, zum schulischen Leben, zu Speiseplänen in Gemeinschaftseinrichtungen, hinsichtlich der Blasphemie-Problematik bis hin zum Tierschächten. Auch die meinungsfreiheitliche Bandbreite öffentlicher Äußerungen an Universitäten und in Medien ist umstritten. Es gibt in diesen Bereichen noch viel zu tun, der Textband präsentiert hierfür erfreulich viele Denkanstöße.

Gustav Schmitz

Nicola Gess

Halbwahrheiten

Zur Manipulation von Wirklichkeit

Berlin: Matthes & Seitz Verlag, 2021

160 Seiten

14,00 €

ISBN 978-3-7518-0512-4

Wahrscheinlich sollte man sich freuen, wenn die Literaturwissenschaft heute stärker „Tatsachewahrheiten“ in den Fokus nimmt, als sich wie bisher für Texte, ihre Echos und damit vor allem für die Wirklichkeit von Erzählungen, letztlich fürs Fiktionale zu interessieren. Denn mit dieser Neuausrichtung ist die Literaturwissenschaft auf der Höhe der Zeit angekommen und dient sich dem allgemeinen und inzwischen dominanten Paradigma des Empirischen an. So gewinnt sie an interdisziplinärer Anschlussfähigkeit und natürlich an Relevanz, wenn und insoweit sie sich am akademischen Wettbewerb um die angemessene Deutung der Wirklichkeit beteiligt.

Das vorliegende Buch der Schweizer Literaturwissenschaftlerin Nicola Gess ist ein Antrag in diese Richtung und schon von daher eine interessante Neuerscheinung. Ihr prominenter Erscheinungsort in der gut besetzten Reihe „Fröhliche Wissenschaft“ bei Matthes & Seitz verstärkt das Interesse dabei noch. Dass sich die Autorin darin die Analyse von „Halbwahrheiten“ vornimmt, deren Genese und Praxis unter die Lupe legt, erklärt dann zur Genüge die öffentliche Aufmerksamkeit, die das Buch in den Medien sogleich erzielt hat: Hier soll ein Beitrag zur Theorie des postfaktischen Zeitalters geliefert werden, der mit diversen „Fallstudien“ im Bereich von Komplotismus und Verschwörungsfantasien zwar über hochaktuelles Anschauungsmaterial verfügt, die eigene Theoriebildung dafür jedoch stark abkürzt. Das wird der Analyse allerdings zum Verhängnis. Denn so bleibt es sprichwörtlich eben bei Halbwahrheiten.



Ein Beispiel aus dem Bereich der systemtheoretischen Analytik, die im Buch benutzt wird: So plausibel es auf den ersten Blick erscheint, jene Halbwahrheiten vom Code wahr/unwahr zu lösen und sie damit als ziemlich immun gegen jedweden Faktencheck darzustellen, so wenig ist damit das Problem einer spezifischen Kommunikation um solche Halbwahrheiten im öffentlichen Raum schon gelöst – im Gegenteil, es verschärft sich sogar. Denn nur innerhalb von sozialen Systemen wird entlang von Codes operiert; kein Code, kein System. Für die Autorin könnte das wohl noch irgendwie als anti-systemischer Effekt durchgehen. Allerdings ist diese nicht-codierbare Umwelt sozialer Systeme kein luftleerer Raum, sondern das Biotop sozialer (diverser, aber nur zum Teil schräger) Protestbewegungen, die gerade für das Gegenteil der im Buch als eine Art Zeitgeist behaupteten Alternativlosigkeit stehen und eintreten. Man kann eben nicht alles haben, erst recht nicht systemtheoretische Analytik ohne Referentialität.

Und wo es doch versucht wird, wie im Buch, erwirtschaftet man Widersprüche, die sich nicht selbst begründen wie zu den ideologiekritischen Zeiten von Adorno, der neben Arendt eine Bezugsgröße bei der Theoriebildung zum Thema ist. Und so kommt schließlich der Eindruck zustande, dass man sich am Thema mitunter genussvoll abarbeitet, um die falsche Wirklichkeit einer/seiner höherwertigen Kritik überhaupt noch zu unterziehen – Analytik des anderen als eine Art Begründungsersatz für die eigenen theoretischen Optionen. Denn so richtig es ist, dass sich in Halbwahrheiten Erzählungen tummeln, so wenig ist das in der Wissenschaft ganz anders; es gibt keine Tatsachen, nicht einmal Wissenschaft an sich, auch ihre Diskurse evolvieren und formen sich mithilfe von Narrativen – die abwechslungsreiche Kulturgeschichte von Evidenz ist undenkbar ohne diese Diskursivität. Selbst Wissen und sogar Wissenschaft ist ohne Machtdiskurse inexistent – und kein Proprium von wissenschaftsfeindlichen Halbwahrheiten. Das konnte man schon bei Platon (positiv) und Foucault (positiv und negativ) einstudieren.

Worin schließlich der Mehrwert liegt, das Begriffsfeld von „Heimat“ ausschließlich den rechtslastigen Verschwörungsfanatikern anzudichten, erschließt sich weder aus dem Buch noch aus der Wirklichkeit. In Deutschland würden damit selbst eigentlich unverdächtige und sogar progressive Politiker wie Robert Habeck in die Ecke gedrängt, in Frankreich gleich die ganze Nation. Ergo: Wo immer es am Geist der Differenzierung mangelt, drohen imaginäre Abwehrkämpfe um Halbwahrheiten herum – und bei ihrer Theoriebildung letztlich die „Halbbildung“ (Adorno); in anderen Worten die Fetischisierung des eigenen Geistes innerhalb seiner sozialen Grenzen.

Vielleicht ist die Vorfreude auf die empirische Umorientierung der Literaturwissenschaft doch noch etwas zu früh: Als Leibniz in seiner Theodizee die beste aller möglichen Welten verteidigte, dachte er Tatsachenwahrheiten mit Vernunftwahrheiten zusammen. Im Namen der Ersteren auf Letztere zu verzichten, hat zwar seit Voltaires Kritik an Leibniz gewisse akademische Tradition, es führte aber am Ende oftmals dazu, dass nur noch der „Schwarzseher antwortet“ (Adorno) – obgleich selbst für diesen alle Theorie angeblich doch grau ist und darin immerhin der Wirklichkeit gleicht. Insofern wäre eine intertextuelle Vorstufe zum empirischen Paradigmenwechsel in der Literaturwissenschaft derzeit wohl angemessen. So träte man erst gar nicht in den moralischen Schlagschatten aus guten Wahrheiten und schlechten Halbwahrheiten, sondern näherte sich mithilfe der Welt der Texte dem pluralistischen Quellcode unserer neuen Welt – Multiperspektivität inklusive, Tatsachenwahrheiten ebenso.

Michael Hochschild

Christoph Türcke
Natur und Gender
Kritik eines Machbarkeitswahns

München: C.H. Beck Verlag, 2021

232 Seiten

22,00 €

ISBN 978-3-406-75729-7

Christoph Türcke, Professor für Philosophie an der Hochschule für Grafik und Buchkunst in Leipzig, wird damit leben müssen, künftig in bestimmten Meinungsmagazinen als „umstrittener Autor“ geführt zu werden. Diese Annahme rechtfertigt der Untertitel seines Buches: „Kritik eines Machbarkeitswahns“. Während der Haupttitel die Art der Beziehung zwischen den beiden Gliedern „Natur“ und „Gender“ offenlässt, dürfte der Untertitel eine pure Provokation für den Zeitgeist darstellen, besteht für ihn die vor einem Machbarkeitswahn zu schützende Natur doch, konkret gesprochen, vorrangig in dem vom Kohleabbau bedrohten Hambacher Forst, sehr viel weniger in dem von der Windkraftlobby begehrten Pfälzer Wald und erst recht nicht in dem, was der Mensch bei sich selbst im Sinne der Selbstoptimierung verändern könnte.

Der Verfasser, der sich in den letzten Jahren einen Ruf als ein vor den Folgen einer unreflektierten Digitalisierung an den Schulen warnender Skeptiker erworben hat und diesbezügliche Überlegungen in einer anschaulich formulierten philosophischen Anthropologie fundiert, gelingt es in dem vorgelegten Werk, den Anmaßungen einer auf konstruktivistischen Ideen basierenden politisch motivierten Gendertheorie entgegenzutreten. Was ihm nicht gelingt, dies muss andererseits ebenso festgestellt werden, ist die Begründung seiner ideologiekritischen Analyse durch eine konsistente philosophische Erkenntnistheorie. Diese vermischt der Autor vielmehr mit einer immer wieder Anleihen bei Sigmund Freud nehmenden spekulativen Trieb- und Evolutionsbiologie, was passagenweise Banalitäten erzeugt, die aus der Feder des aktuell salonfähigen „Neuen Realisten“ Markus Gabriel stammen könnten („Zwar kann ich an jedem einzelnen Sinnesindruck zweifeln: daran, daß in diesem Moment



wirklich eine Mahlzeit vor mir steht, daß es wirklich meine Hand ist, die ich bewege etc. Aber wenn nicht des öfteren wirkliche Mahlzeiten vor mir stehen, bin ich bald verhungert.“) und den Verdacht aufkommen lassen, Türcke gehe es nebenbei um eine Rehabilitation des Ladenhüters einer evolutionären Erkenntnistheorie.

Aufgrund dieses Mangels, der dem Buch in seiner Gesamtaussage keinen Abbruch tut, lässt sich die Lektüre mit großem Gewinn nach der brillanten Einleitung mit dem Kapitel „Fehlkonstruktion“ (94ff) fortsetzen. Spätestens ab hier erweist sich Türcke als kluger, ideologiesensibler Gesellschaftskritiker, dessen Analyse ihre Basis einerseits in dem Postulat eines „Eigensinn[s] der Natur“, andererseits im philosophischen Instrumentarium von Marxismus, Psychoanalyse, Frankfurter Schule und Diskurstheorie hat.

Um die Setzung eines Eigensinns der Natur plausibel zu machen, unterscheidet der Verfasser im letzten Drittel seines Werkes den „naturalistische[n]“ vom „konstruktivistischen Fehlschluß“: „Der naturalistische Fehlschluß verneint die natürliche Abweichung, indem er sie verurteilt [...]. Der konstruktivistische Fehlschluß verneint die natürliche

Abweichung, indem er sie verleugnet. Es gibt keine natürlichen Abweichungen, behauptet er, weil es keine natürliche Regelmäßigkeit gibt.“ Ob diese Argumentation überzeugt, muss dahingestellt bleiben, ebenso ob in dem Werk verwendete zentrale Begriffe – Eigensinn der Natur, Opfer, Demut – stark genug sind, um die Last des vorgestellten Gedankengebäudes zu tragen. Dem theoretischen Unterbau seiner Kritik eines Machbarkeitswahns im Hinblick auf Natur und Gender mag man sich daher verweigern, die gesellschaftspolitischen Implikationen seiner Bestandsaufnahme wird man jedoch als Bürger, der sich darum sorgt, dass demnächst Vierzehnjährige den Einflüsterungen geschäftstüchtiger Sexualmediziner erliegen sollen und sich gegen den Willen ihrer sich überrumpelt fühlenden Erziehungsberechtigten zur raschen Geschlechtsumwandlung überreden lassen dürfen, ebenso zustimmen wie als Praktiker in der Schule dem Befund des Hochschullehrers: „Genauso wenig wie Stoffwechselstörungen ‚andere Stoffwechsel‘ sind, sind Verkümmierungen und Hypertrophien an Geschlechtsorganen Beweisstücke für ‚andere Sexualitäten‘. Als solche erscheinen sie lediglich einer konstruktivistischen Naturverleugnung, die ebenso im Sexualitätsdiskurs wie in der Behinderten- und Schulpädagogik umgeht.“

Einen wichtigen Fingerzeig, um die in dem Buch behandelten Probleme im Zusammenhang mit Natur und Gender angemessen darzustellen, liefert eine sprachtheoretische Betrachtung im Kapitel „Kapital wird divers“. Ansatzpunkt ist die Redewendung „Ich befinde mich im falschen Körper.“ Sie zu gebrauchen setzt einen platonischen oder cartesianischen Dualismus voraus, einen „Glauben an die Körperunabhängigkeit der Seele“, den (wieder) zu überwinden sich Strömungen der philosophischen Anthropologie spätestens seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts bemühen. Mit Türcke lässt sich die in der Redewendung ausgedrückte scharfe Trennung zwischen Körper und Seele nun folgendermaßen auf den Punkt bringen: „Ich als empfindendes und denkendes Wesen bin nicht körperlich. Sofern ich einen Körper habe, zu dem auch bestimmte Geschlechtsmerkmale gehören, ist er mir äußerlich – ‚zugewiesen‘, wie das im neueren Sexualdiskurs heißt. Ich wohne darin. Aber es gibt Wohnungen, die dem eigenen Gefühlshaushalt zuträglich sind; darin fühlt man sich hei-

misch; und andere, die ihm abträglich sind; dort ist man falsch. Und wenn man nicht einfach ausziehen kann, dann muß man die Wohnung eben umbauen.“ Sensibel für die Leiden der Betroffenen rät der Autor dazu, sich jeden Einzelfall genau anzuschauen und vor einer nicht mehr revidierbaren Hormonbehandlung und dem darauf basierenden chirurgischen Eingriff Hilfsangebote der Psychotherapie, insbesondere einer humanistisch orientierten Psychoanalyse, in Anspruch zu nehmen, so dass jeweils das Grundproblem, das einer „Ich-Dissoziation“, angegangen wird.

Nicht überraschend gelangt Türcke zu einem kapitalismuskritischen Fazit: „Wer mit der Konstruktion, Umwandlung, Abgrenzung, Aufrechterhaltung seiner eigenen Geschlechtsidentität befaßt ist, hat alle Hände voll zu tun und kaum noch einen Blick dafür, wie die umfassende Macht tickt, zu deren Konditionen alle Geschlechter sich ihren Lebensunterhalt verdienen. Wenn diese Macht, der globale Kapitalismus, in ihren High-Tech-Zentren gelernt hat, Geschlechtervielfalt zu propagieren, so deswegen, weil ihr alle Geschlechter egal sind.“

Jochen Ring

Werner Schüßler
Warum die Welt nicht alles ist
Was wir von der Philosophie lernen können

Würzburg: Echter Verlag, 2020

128 Seiten

29,90 €

ISBN 978-3-429-05616-2

Der Titel des Buches verweist auf die Sinnfrage, auf das, was unser Leben trägt. Der Autor stellt die Frage nach dem guten, erfüllten Leben im Kontext der von Wissenschaft und Technik geprägten Gegenwart und in Auseinandersetzung mit der immer weiter verbreiteten naturalistischen bzw. reduktionistischen Weltsicht. Dabei bezieht er Einsichten der philosophischen Tradition von der Antike bis zur Gegenwart ein und ist der Existenzphilosophie besonders verpflichtet.

Die Einleitung „Worum es hier geht“ kennzeichnet pointiert Schüßlers Anliegen, dass die Wirklichkeit mehr ist als das, was sich wissenschaftlich beweisen lässt. Es folgen drei etwa gleich lange Kapitel.

Das erste, grundlegende „Warum Philosophie kein überflüssiger geistiger Luxus ist“ thematisiert die metaphysischen, letzten bzw. ersten Fragen, die den Menschen wesentlich und unbedingt angehen: Was ist das Wirkliche, die Materie, das Leben, der Geist? Damit ist zugleich die anthropologische Frage nach unserem Selbst- und Weltverständnis gestellt. Auch wenn diese nie endgültig beantwortet werden kann und Gegenstand unterschiedlicher Philosophien ist, bleiben das Fragen nach und das Staunen über das Alltägliche unverzichtbarer Ausgangspunkt. Um der Klarheit ihrer spezifischen Aufgaben willen ist die Philosophie auf die Wissenschaft angewiesen. Diese kann und will weder Auskunft über die Ziele des Lebens noch über das richtige Handeln geben. Bei der notwendigen Suche nach dem Mehr bietet die Philosophie die Möglichkeit, das Dasein und den Lebensgrund zu erhellen: Das Denken von Karl Jaspers bildet den roten Faden dieser und vieler anderer Ausführungen.



Im zweiten Kapitel „Warum Freiheit keine bloße Illusion ist“ steht das Problem der Willensfreiheit im Vordergrund. Die im neurobiologischen Forschungsbereich berechtigten und plausiblen Einsichten in die Gebundenheit des menschlichen Willens müssen als Verabsolutierung zurückgewiesen werden, wenn sie sich als Weltanschauung verstehen. Sie gehen dann über den Bereich der Einzelwissenschaft hinaus. Die Verabsolutierung einer naturalistischen – und damit reduktionistischen – Sicht führt zu Vorurteilen. Demgegenüber ist ontologisch der Blick auf das Ganze des Menschen gerichtet: Seine existentiell verstandene Freiheit besteht in der Fähigkeit zur Selbst-Distanzierung und Selbst-transzendenz. Letztere wird vor allem in der Liebe, dem entscheidenden Akt der Freiheit, konkret. Mit der Liebe als Agape bringt der Autor das entscheidende christliche Grundwort ins Gespräch: In der vorbehaltlosen Hingabe an den anderen erscheint ein Mehr, das wissenschaftlich nicht erklärt werden kann. Das gibt den Naturalisten zu denken. Außerdem kann dieses Plus philosophisch mit Karl Jaspers und Paul Tillich, dem zweiten Gewährsmann für die Ausführungen des Verfassers, als philosophischer Hinweis auf die Unsterblichkeit verstan-

den werden. Es kann nämlich als die Erfahrung des unzerstörbaren, ewigen Lebens im Hier und Jetzt betrachtet werden.

Im Schlusskapitel „Warum Gott keine Projektion ist“ geht es um die Plausibilität des Gottesglaubens. Dieser ist nicht zu bewiesen, aber durch Vernunftgründe aufzuweisen. Auch der Glaube kann erhellt werden. Die Projektion auf etwas ist nicht mit der Leinwand gleichzusetzen. Die Projektionsthese sagt also nichts darüber, ob es Gott gibt oder nicht. Der Glaube besteht in der personalen Hingabe. Er bedeutet ein existentielles Ergriffensein, ein Wagnis, das sich im Zweifel immer neu bewahrheiten muss. Die Bewährung spitzt sich in der Situation des Übels zu. Verschiedene Antwortversuche auf die Theodizeefrage münden in die Einsicht, Gott grundlos, um seiner selbst willen, zu lieben. Zugleich hält die Klage über das Leid, gegen das der Mensch aufbegehrt, die Frage nach dem Warum offen.

Die klaren, lehrreichen Ausführungen bieten vielfältige Impulse zum Gespräch und zum Fragen. Der skizzierte philosophische Glaube ermöglicht den Dialog zwischen Skeptikern und Religiösen jenseits von Offenbarungspositivismus und Fundamentalismus. Die These, ohne einen letzten Sinn gehe jeder einzelne Sinn verloren, provoziert kritische Einwände mit Bezug auf Albert Camus' „Sisyphos“.

Heribert Körlings

Peter Schmitt
Postdigital
Medienkritik im 21. Jahrhundert

Hamburg: Meiner Verlag, 2021

175 Seiten

16,90 €

ISBN 978-3-7873-3948-8

Der Titel mag zunächst verwirren – „Postdigital“? Also ein Zeitalter, in dem es keine Computer und keine digitalen Felder mehr gibt? Dies ist nicht nur sehr unwahrscheinlich, sondern auch fern der Intention von Peter Schmitts Buch. Vielmehr möchte er eine Zuwendung zum Digitalen, die aber philosophisch reflektiert ist und ein neues Selbstverständnis der Anwender innehat (mit Blick auf das Cover des Buches ist wohl vielmehr von Selbstschutz zu sprechen).

Dabei steht nicht die Verteufelung aller digitalen Medien und ihrer Auswirkungen auf Mensch und Gesellschaft im Zentrum, vielmehr möchte Schmitt eine Analyse des aktuellen Zeitalters vollziehen, die die Zukunft des Selbst in den Blick nimmt. So stellt er bereits im Prolog die passende Frage, die das Buch trägt: „Ist der Mensch überhaupt noch das Subjekt der Geschichte? Oder wohnt er der technologischen Entwicklung nur noch ko-substantiell bei?“ In neun Kapiteln widmet er sich einer Vielzahl von Zugängen: Individualität, Emotionen, Technik, Freiheit, Wissen, Bildung, Medien, Gesellschaft und Ideologie. Beispielhaft sei hier das Kapitel Bildung näher beleuchtet, da allen Kapiteln der gleiche analytische Zugang zugrunde liegt, wenngleich die inhaltlichen Schwerpunkte dabei jeweils angepasst sind.



Schmitt bilanziert passend, dass wir in der heutigen Zeit über Unmengen an Informationen verfügen, die häufig seitens der User nur noch von Maschinen (Stichwort: Big Data) abgerufen wird und nicht mehr an Inhalten erlernt wird. Es folgen Verweise zu Adornos Theorie der Halbbildung, aus der er besonders kritisch den Einsatz von digitalen Medien in der schulisch-universitären Bildung betrachtet, wenn der Einsatz von Tablets etc. als „Fun-Faktor“ verpflichtend vorgesehen ist. Auf der Höhe der Zeit ist die Berücksichtigung der Corona-Krise und die damit einhergehende Nutzung von Microsoft 365 in Schulen. Die digitale Schülerbiografie – beginnend im Kindergarten bis hin zum Bewerbungsgespräch, in dem nur noch die Maschine prüft, ob die Person zum Unternehmen passt – scheint in manchen Ländern nicht mehr fern. Schmitt verweist hier treffend auf den Philosophen Günther Anders, der den Initiationsritus des Roboterzeitaltes noch als provokant-utopisch verstand. Müssen zukünftig noch Fremdsprachen erlernt werden, wenn Google alles übersetzen kann? Welche Rolle spielen die Geisteswissenschaften noch? Passen diese überhaupt noch in das Zeitalter von Big Data?

Genauso wie im dargestellten Bildungskapitel, so gelingt es Schmitt auch in den anderen Bereichen durch eine überzeugende philosophische Analyse, die Entwicklungen und Gefahren unserer Zeit aufzuzeigen. Die gemeinsame Basis aller Kapitel stellt die De-Imagination dar – was haben wir noch selbst gedacht und gesteuert, was ist uns vorgesetzt worden? Angelehnt an Hannah Arendts Verständnis von „Öffentlichkeit“ zeigt er sehr passend einerseits die mediale Monothematik innerhalb der Corona-Krise auf und geht gleichermaßen gründlich auf die insbesondere rund um COVID-19 herrschende Gefahr der Desinformationen und fake-news ein. Eine Entwicklung, die nicht neu ist, wie das Schlagwort „Lügenpresse“ zeigt.

Für die Lektüre ist eine grundlegende Kenntnis der philosophischen Denker und ihrer Theorien sicherlich hilfreich, hier setzt Schmitt Basiswissen voraus, was sich aber bei Bedarf mit einer kurzen Recherche schnell aneignen lässt. Dabei wäre es grundsätzlich wünschenswert gewesen, wenn den einzelnen Kapiteln mehr Raum gegeben worden wäre, da die Argumentationsdichte oft hoch ist und zugleich teils aber schnell abbricht.

Insbesondere mit Blick auf die Corona-Krise ist das Buch jedoch in vielerlei Hinsicht erhellend zu lesen, da diese die Digitalisierung beschleunigt hat. Mag es in Verwaltungsabläufen längst nötig gewesen sein, so ist es aber im schulisch-universitären Bereich in der gebotenen Eile sicherlich häufig zu unkritisch geschehen. Daher dient „Postdigital“ besonders der Postreflexion, damit die Gesellschaft, wie im Cover aufgezeigt, nicht digital ge- und verblendet vom Rollband stürzt.

Daniel Lomp

Dan Diner/ Carl Friedrich Gethmann (Hg.)
Herrschaft des Konkreten
Veröffentlichung der Krupp Reimers Forschungs-
gruppe

Göttingen: Wallstein Verlag 2020
192 Seiten m. s-w Abb. 16,00 €
ISBN 978-3-8353-3758-9

Einem breiteren Lesepublikum bereitet die Lektüre von Tagungsbänden nicht selten Mühe: Oftmals werden Miniaturen fachspezifischer Diskursanalysen dargeboten, deren Referenzrahmen sich erst nach geräumer, kundiger Einarbeitung erschließt. Mit dem vorgelegten Band „Herrschaft des Konkreten“ werden die Herausgeber dem hochgesteckten Ziel der Mäzene hingegen mehr als gerecht, „im interdisziplinären Dialog zentrale Themen der globalisierten Gesellschaft in historischer und gegenwärtiger Perspektivierung zur erörtern und einem breiteren Publikum zugänglich zu machen“.

Die tagespolitische Brisanz und Aktualität des bei erster Lektüre etwas enigmatisch erscheinenden Titels erschließt sich gleich im einleitenden Beitrag des Historikers und Publizisten Dan Diner, der hochinteressante und relevante zeitdiagnostische Erwägungen liefert. Diner zeichnet das Bild einer Gesellschaft, die in einem Epochenwandel begriffen ist, in Folge dessen sie sowohl der Person des Intellektuellen als auch seine Vermittlungsformen (Verlagswesen; Presse; Kaffeehaus, Ethos) verlustig zu werden droht. Hellsichtig diagnostiziert er unterschiedliche Transformationsprozesse, in deren Mittelpunkt er den Niedergang von Abstraktionsprozessen (etwa durch Zurückdrängung von Metaphern und der Deutungsmacht von Geschichte als einem (abstrakten) Kollektivsingular) zugunsten einer Herrschaft des Konkreten (digital weit verbreiteten Einzelgeschichten und -meinungen) sieht. Abstraktheit und Komplexität global und demokratisch verfasster Prozesse stehen dabei zunehmend in einer Kritik, die sich in Wut Bahn bricht und an die Stelle gesellschaftlicher Grundfesten und konstituierender Narrative Verschwörungen setzt, die einfache Lösungen und Macht versprechen.



Auf Basis dieser breiten und gesamtgesellschaftlich relevanten Einführung können die folgenden Beiträge, in denen ausgewiesene Expertinnen und Experten unterschiedlicher kultur- und geisteswissenschaftlicher Fachrichtungen (Philosophie, Literaturwissenschaft, Politikwissenschaft, Sinologie) zu Wort kommen, Tiefenschärfungen vornehmen. Immer wieder erfolgen in den einzelnen Beiträgen Rückgriffe und Bezugnahmen auf die weiteren Beiträge des Bandes, wodurch in bemerkenswerter Weise ein Bezugsrahmen geschaffen wird, der dem Leser die Zusammenfügung der unterschiedlichen fachwissenschaftlichen Perspektiven und Einschätzungen ermöglicht. Michael Quante und Carl Friedrich Gethman bieten philosophische „Reflexionen“ (so auch die Überschrift der versammelten Beiträge) zur Auseinandersetzung von Abstraktem und Konkretem an und schlagen dabei einen Mittelweg vor, der vor Engführungen und letztlich gesellschaftlichen Fehlentwicklungen schützt. Jürgen Fohrmann zeichnet in seinen literaturwissenschaftlichen Reflexionen umgreifende Entwicklungen nach, die er als Abfolge unterschiedlicher Dispositive fasst und an deren Ende er die Gefahren des gegenwärtig vorherrschenden Dispositivs der Normalisierung beschreibt, in deren

Folge Vergangenheit und Zukunft zunehmend in biographischen Timelines aufzugehen drohen und das Archiv der Geschichte zum bloßen Content und zum Gegenstandsreservoir einer Werbeindustrie mutiert.

Mit einem durchaus voraussetzungsreichen Debattenbeitrag, der die drei Beiträge unter dem Stichwort „Kontexte“ eröffnet, unternimmt der Politikwissenschaftler Rainer Forst den Versuch, den Begriff des Fortschritts für den modernen Diskurs zu bewahren und zugleich vor den Kritikern seines normativen Ansatzes zu rechtfertigen. Hierzu führt er wiederum Rechtfertigungsstrukturen und -möglichkeiten als Gradmesser für die Rede vom Fortschritt ein. Gerade an diesen Rechtfertigungsstrukturen und -möglichkeiten arbeitet sich Tim Rojek in seinen philosophischen Kommentierungen zu Forsts Beitrag ab und leistet dabei zugleich eine weiterführende Einordnung der Thematik in das Spannungsfeld von Konkretem und Abstraktem. Barbara Mittler unterzieht schließlich die theoretischen Erwägungen einer Probe aufs Exempel, wenn sie fachkundig kulturschaffende Prozesse im modernen China seziert und dabei feststellt, dass das Abstrakte in seiner Schweigsamkeit und Vielheit oftmals den Künstlerinnen und Künstlern als einzige Möglichkeit verbleibt, politisch kritisch zu wirken.

Michael Novian

Monika Neugebauer-Wölk
Kosmologische Religiosität
am Ursprung der Neuzeit 1400-1450

Paderborn: Brill – Schöningh Verlag, 2019

838 Seiten

168,00 €

ISBN-13: 978-3-657-77861-4

Eine vertraute, durch Aufklärungsoptimismus und Fortschrittsglaube geprägte Lesart unserer Vergangenheit lautet ungefähr so: Ist im Mittelalter der Blick auf das in analoger Erkenntnis erfahrbare Wesen der in Gott fundierten Wirklichkeit bezogen, so verändert sich mit dem Beginn der Neuzeit die Perspektive. Die Naturbetrachtung wendet sich von der Wesensbeschreibung ab und zur Empirie hin, deren Gesetzmäßigkeiten für sich relevant werden. Das 15. und das beginnende 16. Jahrhundert sind etwa das Zeitalter großer geographischer, technischer und astronomischer Entdeckungen. Dann kommt die Aufklärung: Kritische Vernunft will sich von sich aus in den Kosmos einordnen. Sie betrachtet sich nicht mehr als durch göttliche Vernunft im Universum geborgen, sie will sich vielmehr selbst, wenn überhaupt aus Gründen notwendig gewordener Selbstorientierung, zur göttlichen Vernunft in Beziehung setzen. Neuzeitliche Vernunft tritt dabei empirisch forschend auf die Welt zu und befragt sie.

Monika Neugebauer-Wölk betrachtet den „Ursprung der Neuzeit 1400-1450“ aus einem anderen Blickwinkel, der das übliche Lesemodell von Säkularisierung korrigiert. Im Anschluss an Martin Riesenbrodt versteht die Autorin „Kosmologische Religion“ als einen „Komplex von Praktiken, die auf Kulte bzw. Liturgie beruhen, die übermenschliche Mächte des Kosmos anrufen. Diese Praktiken müssen aus schriftlichen Quellen nachweisbar und als wiederholte rituelle Übung gedacht sein. Die Existenz einer Institution zur Gewährleistung dieser Kulte ist nicht erforderlich.“ (43) Die entsprechende Religiosität bezieht sich auf die Vollzüge dieser Religion. Unschwer erkennt der Leser von dieser Bestimmung her die Aktualität des Themas, wenn man etwa an die „metaphysische Nutzung“ der Quantenphysik und der physikalischen Kosmologie denkt.



Dabei ist davon auszugehen, dass die kosmologische Religion bzw. Religiosität sowohl Grundmuster als auch epochal veränderliche Elemente enthalten, die sich in diesem Falle in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts entwickeln. Basis dieser kosmologischen Religion ist der Theismus, der hier alternativ zum Christentum als eine rationale Zugangsweise außerhalb Offenbarung theologischer Prämissen gefasst wird. Damit wird kosmologische Religiosität im fünfzehnten Jahrhundert zu einem „Elitenphänomen“ (44), was natürlich nicht sagen soll, dass alle damaligen Gelehrten diesen Standpunkt vertreten haben oder dass diese Anhängerschaft gar uniform gewesen sei. Vielmehr handelt es sich bei der im fünfzehnten Jahrhundert aufkommenden Variante der kosmologischen Religiosität um den vielgestaltigen Versuch einer rationalen Bezugnahme auf das Wesen unseres Universums und der Rolle des Menschen darin, der bis heute unsere Religionsgeschichte wesentlich mitprägt (51). Auf vielen Seiten „erzählt“ die Autorin diese Geschichte einer Denkfigur des fünfzehnten Jahrhunderts.

Ein Beispiel, das von wesentlicher Bedeutung für das Gesamtwerk ist, sei hier angeführt: Georgios Gemistos (ca. 1355/1360-1452, Pseudonym Plethon, gern analog zum römischen Kaiser Julian, auch noch Apostata genannt) versucht am Ende des Mittelalters einen eigenständigen neuplatonisch beeinflussten kosmologischen Polytheismus zu entwickeln. Dabei ist „Horomazes“ der oberste Gott, der den ontologisch weniger hohen guten Gott „Mithres“ überragt. Darüber hinaus gibt es als dritte Kraft ein böses Wesen namens „Areimanios“ das den Bereich der radikalen Endlichkeit beherrscht. Dabei greift Gemistos auch auf das Denkmodell der Jenseitsreise zurück und will „den Seelen der Menschen die Himmelsreise durch einen Kosmos ... eröffnen, der vom Zusammenwirken zweier Götter bestimmt ist, die gleichermaßen das Gute verkörpern“ (439). Zugleich will er – „unter dem Stichwort der Hellenischen Theologie“ als „Alternativmodell zum Christentum“ (419) – an die seiner Meinung älteste Religion der Menschheit, an den Zoroastrismus, anknüpfen. In seiner „Abhandlung über die Gesetze“ differenziert sich dieses Denken polytheistisch aus. Ein langes Schlüsselzitat (442) zeigt die originelle Perspektive des Gemistos im Hinblick auf den Monotheismus, der als Ausnahme und nicht als Maßstab betrachtet wird (443). Gemistos führt in einem Fragment ein Gedankengang aus, den ich im Hinblick auf die Nutzung im Religionsunterricht ausführlich zitiere:

„Götter sind alle Wesen, deren Natur stärker und glücklicher als die des Menschen ist. Sie sorgen für die Menschen aus der Überfülle ihres Glücks. ... Es gibt eine größere Zahl von Göttern, die sich nach ihrem göttlichen Rang unterscheiden. Der größte und oberste von ihnen ist der Götterkönig Zeus, der die anderen durch seine Mörder und staunenswerte Natur überragt. Er ist in jeder Hinsicht und durchaus ohne Anfang, da er niemand sein Dasein oder seine Geburt verdankt, er ist ein eigener Vater, stand als einziges alle Wesen aus sich selbst, ist der Vater und älteste Schöpfer aller anderen Dinge. ... Die anderen Götter nehmen den zweiten und dritten Rang der Göttlichkeit ein. Die einen sind Kinder und Schöpfungen des Zeus selbst, die anderen standen als Kinder von seinen Kindern und aus Schöpfungen von seinen Schöpfungen. Mit ihrer Hilfe regierte König Zeus alles andere und auch die menschlichen Angelegenheiten. Den einen hat er als Statthalter über ein größeres, den anderen über ein kleineres Teilgebiet seines Gesamtreiches eingesetzt.“ (447f)

Das reichhaltige Buch bietet die Möglichkeit der Vorbereitung eines Religionsunterrichts, der – außerhalb der üblichen Zitate – originelles und aufschlussreiches Textmaterial darbietet. Darüber hinaus führt es in eine andere wichtige Betrachtungsweise unserer „Neuzeit“ und ihrer Art der Rationalität ein.

Linus Hauser

Wolfram Eilenberger
Bin das Ich?
Kleine Menschen, große Fragen

Stuttgart: Klett-Cotta Verlag, 2021

128 Seiten

12,00 €

ISBN 978-3-608-96462-2

Es ist handlich im Format, locker in Erzählmodus gehalten und erinnert mit seinem Buchcover an verschiedene Wissensgebiete von Astronomie bis Politik. Es geht jedoch nicht um spezialisiertes Detailwissen, sondern um die Grundlagen von allem – und was diese mit uns zu tun haben; es geht um das Leben selbst, also Philosophie. Letztere beginnt nicht mit erwachsenen Belehrungen, in Schulfächern oder im Universitätsstudium. Philosophie beginnt schlicht mit jedem menschlichen Leben. Das sagt Wolfram Eilenberger zwar so nicht, aber er führt es in anschaulichen und unterhaltsamen Gesprächsverläufen vor: Philosophie ist auf dem Kinderspielplatz oder beim Familienfrühstück nicht weniger am Werk als in der Universitätsaula. Das Büchlein zielt somit nicht primär auf Kinder, sondern ist vielmehr eine Einladung an Nicht-mehr-Kinder, all das wiederzuentdecken, was im alltäglichen Fragen zwischen den kleinen und großen Menschen an philosophischem Gehalt schon da ist.



Dazu nimmt der Autor Leserin und Leser unmittelbar in das persönliche Vater-Tochter-Gespräch hinein, das laufend von einem väterlichen Monolog unterbrochen wird. Das schafft ein spannendes literarisches Wechselspiel auf zwei Ebenen: Im Kontrast zum unmittelbaren Austausch mit der Tochter wird diese in den lehrhaften Monolog-Teilen zwar direkt angesprochen, bleibt aber eine stumme Beobachtete. Damit lässt Eilenberger im appellativen Monolog Leserin und Leser selbst in die Tochterrolle schlüpfen. Das Büchlein öffnet auf diese Weise zwei parallelaufende Gesprächssituationen: (1) Leserin und Leser nehmen als Dritte unmittelbar am wechselseitigen Dialog von Vater und Tochter teil und werden (2) selbst Teil eines Dialogs, nämlich als direkt Angesprochene in den Monolog-Teilen. Dieses performative Wechselspiel beschert ein ungewöhntes und interessantes Leseerlebnis.

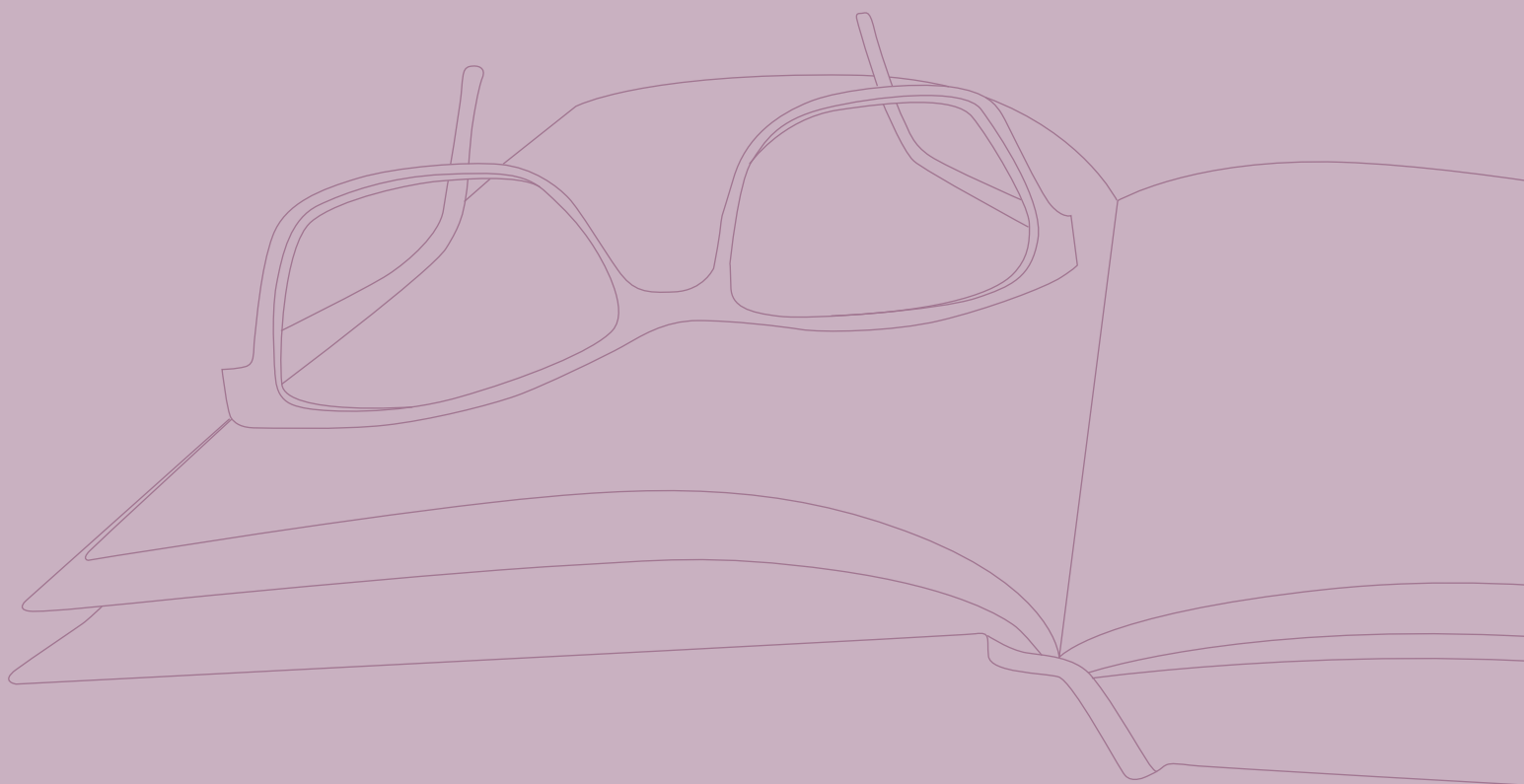
In kurzweiligen Gesprächsausschnitten verbindet der Autor somit erlebte Denkwege von Tochter und Vater mit eben dem, was landläufig als die Philosophie der Erwachsenen gilt: Platon, Aristoteles, Montaigne, Kant, Nietzsche, Wittgenstein, Heidegger sowie aktuelle Debatten der philosophischen Fachwelt: Was sind die Grundlagen unseres Wissens, unserer Moral, unseres Handelns? Was bedeutet es, heute Mensch zu sein? Eilenberger demonstriert am konkreten Fall, dass Kinder, d. h. alle Menschen, immer schon philosophieren können, und das von sich aus. Und er zeigt damit, dass eigenständiges Philosophieren nicht fernab vom vermeintlich erhabenen Denken in den großen Wandelhallen der Philosophiegeschichte bleiben muss, ja beide erheblich voneinander lernen könnten. Die Philosophie der „kleinen Menschen“ und die der „großen Denkerinnen und Denker“ haben ein gemeinsames Interesse: unser Leben.

„Bin das Ich?“ ist die überarbeitete Neuausgabe des 2009 im Berlin Verlag erschienenen Werks „Kleine Menschen, große Fragen: 20 philosophische Fragen für die Erwachsenen von morgen – und heute“. Mit der Neuauflage versammeln sich nun siebzehn „große Fragen“ von „kleinen Menschen“. Die Fragen aus dem Mund der Kinder sind nicht zufällig als Sprechblasen visualisiert. Sie spielen bewusst auf den Vorzug des sokratischen Dialogs an: im Gespräch mit dem Gegenüber gemeinsam auf neue Denkwege zu kommen. Wer hier im Denken wen tatsächlich führt, Vater oder Tochter, wechselt.

Das Büchlein ist kein Kompendium philosophischer Fachbereiche. Dennoch marschiert es luzide quer durch Epochen und philosophische Stilrichtungen. Es eignet sich hervorragend, um zum Badesee mitgenommen oder während einer Fahrt im öffentlichen Verkehr gelesen zu werden. Die einzelnen Fragen sind unabhängig voneinander und können in freier Reihenfolge behandelt werden. Wer in philosophische Tiefen weitertauchen will, bekommt zu jeder „großen Frage“ am Ende „Kleine und große Literaturempfehlungen zur Weiterreise“. „Bin das Ich?“ kann als wertvoller Ideengeber und Fundgrube für den Religionsunterricht sowie pädagogische Arbeit im Allgemeinen eingesetzt werden. Mit Fragen wie „Schaut uns der liebe Gott gerade zu. Und warum?“, „Haben Steine Schmerzen?“, „Warum können Hunde nicht sprechen?“ und „Wo ist Opa jetzt?“ adressiert Eilenberger Fragen, die Philosophie und Religion vereint. Ein Einsatz als Unterrichtsmaterial ist aufgrund der kurzen Länge einer „großen Frage“ ebenso möglich.

Thomas Sojer

☪ PÄDAGOGIK / RELIGIONSPÄDAGOGIK



Heinz-Peter Meidinger
Die 10 Todsünden der Schulpolitik
Eine Streitschrift

München: Claudius-Verlag, 2021

126 Seiten

15,00 €

ISBN 978-3-532-62864-5

„Deutschlands oberster Lehrer“ – so titulieren ihn deutsche Leitmedien – Heinz-Peter Meidinger, ehemaliger Schulleiter und Präsident des Deutschen Lehrerverbandes, hat ein Buch geschrieben; ein kurzes, informatives und wichtiges Buch, in dem der Autor in nüchterner Argumentation und schnörkelloser Sprache den Finger in die Wunde der deutschen Bildungs(politik)misere legt. Während Politiker, besorgt um ihren Ruf oder das sprichwörtliche Bild in den Geschichtsbüchern, in den entsprechenden Veröffentlichungen am Ende ihres Berufslebens einige ihrer zuvor eisern verteidigten Prinzipien fahren lassen und sich mit Hinweis auf Zwänge der Globalisierung, Zeitenwandel u.Ä. gönnerhaft dem Zeitgeistgeschmack des harmoniebedürftigen Mittelmaßes annähern, bleibt Meidinger sich und damit in erster Linie auch den Schülerinnen und Schülern dieses Landes treu und übt herbe Kritik an Fehlentwicklungen, die zum großen Teil in den ideologischen Verblendungen und sozialromantischen Vorstellungen einschlägiger Protagonisten in Feuilleton, Pädagogik und Bildungsadministration wurzeln.

Seine „Streitschrift“ gliedert Meidinger, der sich als „niederbayerischer Katholik“ bekennt, in zehn „Todsünden“. Mit dieser Terminologie betreibt der Autor nicht nur das in post-religiöser Zeit übliche ironische Spiel mit einer inhaltslos gewordenen Begrifflichkeit zur intellektuellen Erbauung des Publikums, sondern bewegt sich durchaus auf solider anthropologisch-theologischer Grundlage, wenn er definiert: „Todsünden sind also keine einzelnen Fehlhandlungen, sondern die tieferen Ursachen oder kurz: der Urgrund zahlreicher weiterer Fehlhandlungen. [...] Folgende Bedingungen müssen gegeben sein, damit man von einer Todsünde sprechen kann: Es muss sich um schwerwiegende Materie handeln.



Die sündhafte Tat muss bewusst und aus freiem Willen begangen worden sein.“

Die letztgenannte Bedingung möchte man nicht so ohne weiteres den für die Kette „weiterer Fehlhandlungen“ Verantwortlichen unterstellen, zumal in der Moderne die Hypothese des freien Willens in Philosophie und Jurisprudenz erhebliche Probleme aufwirft. Dass es sich „um eine schwerwiegende Materie“ handelt, ist allerdings offen zu Tage getreten, als betroffene Eltern über die höchst verderblichen Auswirkungen einer falschen Interpretation des Textes der UN-Behindertenrechtskonvention auf die Schwächsten der Gesellschaft berichtet haben. Noch deutlicher als Meidinger selbst muss man im Hinblick auf die Inklusionspolitik an den Schulen statuieren, dass Verantwortliche bewusst Böses geschehen ließen, als behinderte Schülerinnen und Schüler aus dem hochspezialisierten und dennoch familiär geprägten Schutzraum Förderschule mit seinen vielfältigen Hilfsangeboten herausgerissen

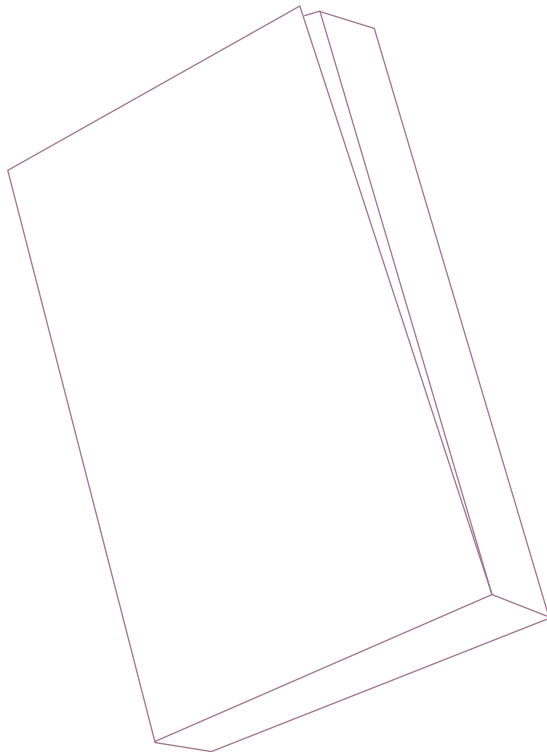
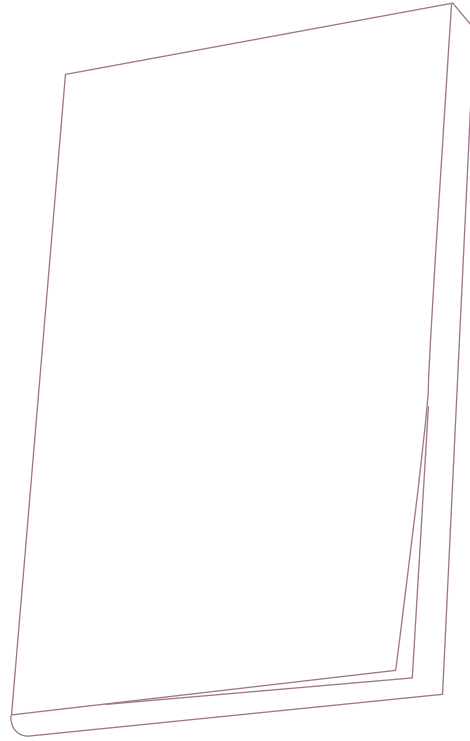
und in überfüllte Klassen überwiesen wurden, die pro Woche eine oder zwei Zusatzstunden durch Sonderpädagogen erhielten.

Neben der Inklusion werden in dem Buch „immer neue Reformsäue“ thematisiert: die Annahme, Schule sei „Reparaturbetrieb der Gesellschaft“; empirisch nicht überprüfte Bildungsideologien; der Neoliberalismus; das Dauerversagen des Bildungsföderalismus; das katastrophale Krisenmanagement bei der Bewältigung der Corona-Pandemie an Schulen; Bestnoteninflation und Niveauabsenkung; Unterrichtsausfall und Lehrermangel; die Vernachlässigung der beruflichen Bildung und die „fehlende Einbeziehung und Partizipation der Betroffenen“, also der Eltern, Lernenden und Lehrer.

Lehrerpräsident Meidinger ist kein Pessimist, dafür war er ein viel zu leidenschaftlicher Lehrer, Pädagoge und Schulleiter. Ihn treibt erkennbar der Wille zur Verbesserung der Bildungspolitik; wichtig ist daher seine Feststellung im Vorwort, dass „die deutschen Schulen besser sind als ihr Ruf. An deutschen Schulen wird tagtäglich tausendfach gute pädagogische Arbeit geleistet! Das liegt allerdings am Engagement der Lehrkräfte, Schulleitungen, Eltern und Schüler vor Ort.“ Der „niederbayerische Katholik“ glaubt an die Möglichkeit einer Metanoia, eines Bewusstseinswandels, zu dem er ebenfalls zehn Ratschläge gibt.

Gibt es an dem vorgelegten Werk etwas zu bemängeln? Zwei Kleinigkeiten vielleicht. In Entsprechung zu der Erläuterung des Begriffs „Todsünde“ hätte der mehrfach und immer nur pejorativ verwendete Terminus „Ideologie“ eine kritische Einordnung und Auseinandersetzung verdient, zum Beispiel unter der Perspektive, welche konstruktive Rolle Ideologien spielen können. Zweitens hätte er den von Rainer Dollase, einem der maßgeblichen deutschen empirischen Schulforscher, vorgetragenen Hinweis auf eines der verhängnisvollsten Grundübel im Bildungssystem erwähnen können: Im Gegensatz zu fast allen anderen Disziplinen (Medizin, Jura, Ingenieurwissenschaften) müssen sich Professoren der Pädagogik nie in der schulischen Praxis bewähren. Wäre dies anders und müssten vielleicht auch in der Bildungsadministration Tätige die von Ihnen durchgesetzten Reformen an den Schulen selbst konkretisieren, stünden die Aussichten auf eine vernünftige und pragmatische Schulpolitik erheblich besser.

Jochen Ring



Birte Platow

Religionspädagogik

Kompodium Praktische Theologie

Stuttgart: W. Kohlhammer Verlag, 2020

132 Seiten

26,00 €

ISBN 978-3-17-034074-9

Die Reihe „Kompendien Praktische Theologie“, herausgegeben von Thomas Klie und Thomas Schlag, hat sich einiges vorgenommen. Die einzelnen Bände sollen einen kompakten und zugleich anschaulichen Überblick über die Teilgebiete der Praktischen Theologie bieten, ja mehr noch: Sie sollen die gesicherten Grundlagen des Fachgebietes zusammenzufassen, dabei auch aktuelle Fragestellungen und Herausforderungen einbeziehen sowie – nicht zuletzt – besonders Theoriebildung und Praxisreflexion miteinander verknüpfen. Und das alles unter Berücksichtigung der Partnerwissenschaften und internationaler Diskurse.

Birte Platow, Professorin für Religionspädagogik am Institut für Evangelische Theologie der Technischen Universität Dresden, versucht sich an dieser Quadratur des Kreises. Ihr Versuch ist sehr, ja im Vergleich mit anderen Einführungen erstaunlich kompakt. Auf knapp 120 geschriebenen Seiten gibt Platow ihren Leserinnen und Lesern einen pointierten Überblick über zentrale Aspekte der Religionspädagogik: über die Historie religiöser Bildung, die anthropologischen Voraussetzungen religionspädagogischen Denkens und Handelns (u.a. kognitiv-strukturalistische Entwicklungstheorien und tiefenpsychologische Theorien), über die Religionspädagogik als wissenschaftliche und didaktische Disziplin, und abschließend die Praxis, gegenwärtige Stellung und Zukunft des Religionsunterrichts.



Anschaulich ist dieser Schnelldurchgang durch bekannte Themenfelder religionspädagogischer Lehrbücher beileibe nicht, auch nicht mitreißend geschrieben. Und dennoch ist Platows Kompendium anregend. Das liegt vor allem an ihrer Entscheidung, die Historie religiöser Bildung – stark fokussiert – als Ideengeschichte zu erzählen. Die dabei herausgearbeitete Unterscheidung zwischen Bildung und Erziehung, zwischen den beiden Paradigmen der Subjekt- und Objektorientierung prägt das gesamte Buch, inhaltlich ebenso wie strukturell, etwa indem Platow der Deutschen Mystik und der Reformation in ihrem ideengeschichtlichen Abriss mehr Platz einräumt als der Moderne und der Postmoderne.

Unter Erziehung versteht Platow in Anknüpfung an Aristoteles „das Einprägen und Einbilden eines Vorbildes“ (25) – für sie ein objektorientierter Prozess, der durch Gewöhnung zum gewünschten Ziel führt. Bildung begreift Platow demgegenüber als subjektorientiert. Das Subjekt bildet sich selbstbestimmt, in reflektierender und kreativer Auseinandersetzung mit seiner Umwelt. Die Unterscheidung zwischen diesen beiden Paradigmen ist bei Platow nicht wertfrei; im Gegenteil: Subjektorientierten Ansätzen gebührt ihrer Ansicht nach eindeutig der Vorzug vor Theorien, in denen der Mensch zum Objekt eines von außen vorgegebenen und gesteuerten Prozesses gemacht wird (41).

Zur Begründung ihrer Position greift Platow u.a. auf die biblischen Schöpfungs- und Sündenfallerzählungen zurück: Der Mensch habe sich seiner ursprünglichen Bestimmung als Ebenbild Gottes entfremdet und stehe deshalb vor der je individuellen Lebensaufgabe, seine ursprüngliche Bestimmung im Zuge eines selbstverantworteten Bildungsprozess zu entwickeln. Auch wenn Platow den Bildungsbegriff vom biblischen Zeugnis her konturiert, begeht sie keineswegs den Fehler, Bildung schlicht gegen Erziehung auszuspielen. Denn Bildung komme nicht ohne Momente der Erziehung aus und umgekehrt. Deutlich wird dieses punktuelle Ineinander von Subjekt- und Objektorientierung z.B. im Kapitel über die kognitiv-strukturalistischen Entwicklungstheorien. Hier weist Platow zu Recht darauf hin, dass bei Piaget, Oser/Gemünder und Fowler implizit Werte- und Moralvorstellungen westlich-demokratischer Gesellschaften zum allgemeinmenschlichen Maßstab erhoben würden (54).

Für die religiöse Bildung ist der diagnostizierte Graubereich insofern relevant, als die Frage nach dem Verhältnis von subjektiver Religiosität und objektiver Religion gegenwärtig virulenter ist als je zuvor. Für Platow ergibt sich aus diesem Befund eine (Neu-)Bestimmung der Religionspädagogik: Sie ist als „theologische Bildungs- und Gesellschaftstheorie“ zu konzipieren (74) – und das heißt: Sie hat nicht nur Theorie und Didaktik des Religionsunterrichts weiterzuentwickeln, sondern immer wieder von Neuem den Gesamtzusammenhang religiöser Bildung in den Blick zu nehmen, neben der Schule etwa Familie und Gemeinde. Das Ziel dieser Perspektiverweiterung bestehe keineswegs zuletzt darin, „religiöse bzw. theologische Impulse in die Diskurse der Zivilgesellschaft“ (ebd.) einzubringen.

Folgerichtig stellt Platow im letzten Kapitel mit wenigen gezielten Strichen sowohl die rechtliche als auch die gesellschaftliche Stellung des Religionsunterrichts innerhalb der deutschen Zivilgesellschaft dar. Die Zukunft des (im weiten Sinn verstandenen) konfessionellen Religionsunterrichts hängt ihrer Einschätzung nach entscheidend davon ab, ob die Religionspädagogik die Orientierung am Subjekt mit den gegenwärtigen und zukünftigen Herausforderungen theoretisch und praktisch angemessen zu verknüpfen verstehe. Dass neuere soziologische und medienwissenschaftliche Erkenntnisse (z.B. über die Gesellschaft der Singularitäten oder die Kultur der Digitalität) dafür außerordentlich hilfreich sein können, liegt auf der Hand, bleibt allerdings unerwähnt. So weist das Buch über sich hinaus und löst trotz seines geringen Umfangs ein, was Platow sich zu Beginn vorgenommen hat: die Leserinnen und Leser zum Weiterdenken zu animieren, worin „unaufgebbare Alleinstellungsmerkmale religiöser Bildung im Kontext von Bildung generell“ jetzt und künftig liegen könnten (9). Das ist zwar nicht die Quadratur des Kreises, für ein schmales Compendium jedoch eine ganze Menge. Als Einstieg in die Religionspädagogik ist das klug zugespitzte Buch deshalb zu empfehlen.

Alexander Schüller

Jens Bergmann
Business Bullshit
Managerdeutsch in 100 Blasen und Phrasen

Berlin: Dudenverlag, 2021

208 Seiten

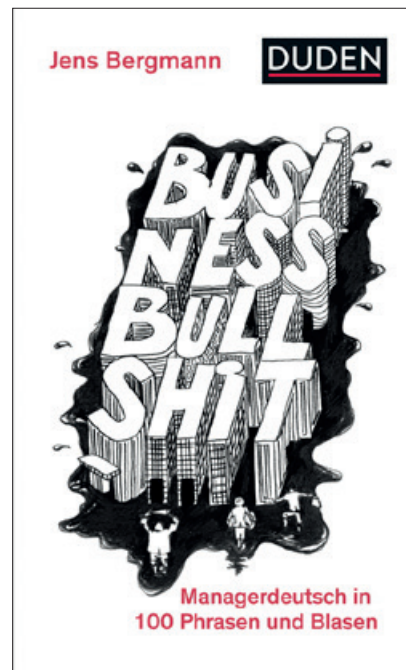
15,00 €

ISBN 978-3-411-71574-9

Jens Bergmann, Psychologe, Journalist und seit 2017 stellvertretender Chefredakteur des Wirtschaftsmagazins *brand 1*, entlarvt in seinem unterhaltsamen wie lehrreichen Buch ein „Managerdeutsch“, das nicht nur in der Wirtschaft, sondern auch im kulturellen Leben und – so der Klappentext – selbst unter Kirchenleuten inzwischen zum guten Ton gehört.

Der Jargon des „Bullshits“ – geprägt hat diesen Ausdruck der amerikanische Philosoph Harry G. Frankfurt – dient, so Bergmann, nach innen der Selbstvergewisserung und nach außen der Inszenierung und Werbung (15), die sinnstiftend überhöht wird (32). Er werde vor allem im mittleren Management geteilt (31), um – nach innen und außen wie nach oben und unten – die Mitarbeiter zu motivieren, die Chefs zu überzeugen und die Kunden von den aktuell wichtigen Werten, heutzutage soziale und ökologische Korrektheit (17), zu überzeugen, obwohl diese oft dem offensichtlichen und hauptsächlichen Ziel des Wirtschaftens, nämlich Gewinnerzielung, entgegenstünden. So habe sich eine hohle Sprache herausgebildet, die mit der Realität nichts mehr zu tun habe.

Der Verfasser kategorisiert in sechs Kapiteln (Imponiervokabular, Beschwörungsformeln, Euphemismen, Gutfirmensprech, Psychotalk und Nullnachrichten sowie Sprachunfälle) und erklärt in kurzen alphabetisch geordneten (Lexikon-)Artikeln kurz die Verwendung, die Genese oder die dahinterstehende Wirtschaftstheorie der entsprechenden Termini und konkretisiert sie an Beispielen.



Das Vokabular umfasst nicht nur unzählige Substantive, sondern auch in ungewöhnlicher Weise gebrauchte Verben (wie ausrollen, liefern) und sinnlos zusammengesetzte Adjektive (wie proaktiv, zeitnah). Gerne werden auch englische Ausdrücke ungeachtet der unterschiedlichen Bedeutung wortwörtlich ins Deutsche übernommen wie „at the end of the day“, das eher mit „letzten Endes“, „schließlich“ und weniger zeitlich (am Ende des Tages) zu übersetzen wäre (159). Oder: „I am completely with you“, das ins Deutsche übersetzt „Ich stimme Ihnen ganz und gar zu“ und nicht „Ich bin ganz bei Ihnen“ (166) heißen müsste. Ein weiteres Beispiel ist „Technology“, das im Deutschen einfach Technik und nicht Technologie (Lehre von der Entwicklung der Technik) bedeutet (60f).

Von nicht allzu großem Sachverstand zeugt, wenn Begriffe in Unkenntnis der eigentlichen Bedeutung falsch verwendet werden, wie das Wort „AGIL“, das in seiner in den 1950er Jahren entwickelten soziologischen Bedeutung als Abkürzung von verschiedenen Begriffen wie Stabilität und Aufrechterhaltung das Gegenteil von agil im landläufigen Sinn meint (63-65) und dies dann noch mit dem – ursprünglich aus dem militärischen Bereich stammenden und Stellungskrieg meinenden – „gut aufgestellt“ (70) kombiniert wird oder sich widersprechende Begriffe in ein und demselben Wort verwendet werden (Minuswachstum). Richtig peinlich wird es dann, wenn Begriffe falsch aus anderen Fachgebieten übernommen wurden; so meint der physikalische Begriff „Quantensprung“ eben keinen großen, sondern nur einen „winzig kleinen Sprung“ (56), und der biologische Begriff der DNA das Speichermedium und nicht die „unverwechselbare Essenz“ wie oft in der Wirtschaft benutzt (46-47).

Da das Bullshit-Vokabular letztlich das Gegenteil vom Intendierten bewirke und unglücklich mache (181), plädiert Bergmann für seine Eliminierung bzw. Bekämpfung und schließt sein Buch mit den Worten: „Die einschlägigen Begriffe sind leicht identifizierbar: Was so aussieht, klingt und wirkt wie Bullshit, ist es meist auch. Der Kampf dagegen ist ... mühselig, aber lohnend. Wer sich entsprechend wappnen will, kann Wittgenstein konsultieren oder auch das Neue Testament, Matthäus 5,37: ‚Eure Rede aber sei: Ja! Ja! Nein! Nein!‘“ (185) Anmerkungen und ein Register runden das Buch ab.

Es sei all denen zur Lektüre empfohlen, die nicht unhinterfragt modische Termini und gängige Sprachmuster übernehmen möchten und bereit sind, ihren Sprachgebrauch im privaten und beruflichen Leben einer kritischen Überprüfung zu unterziehen.

Alexandra Reißmann

Thorsten Knauth, Wolfram Weiße
**Ansätze, Kontexte und Impulse zu dialogischem
Religionsunterricht**
Religionen im Dialog, Band 19

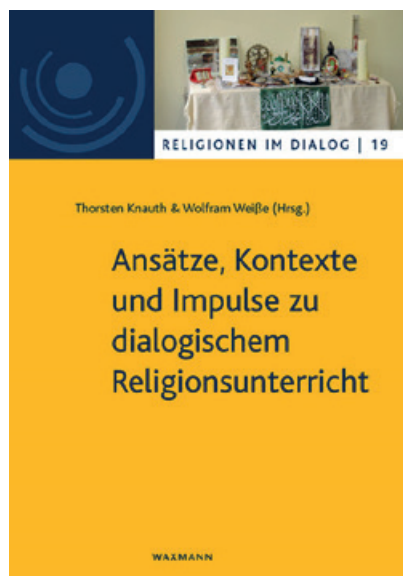
Münster: Waxmann Verlag, 2020

415 Seiten

37,90 €

ISBN 978-3-8309-4213-9

An dem voluminösen Band haben 33 Autorinnen und Autoren mitgewirkt, die sich unter den verschiedensten Perspektiven mit dem Hamburger Modell eines „Religionsunterricht für alle“ auseinandersetzen, der auch unter dem Etikett „dialogischer Religionsunterricht“ bekannt ist und vielen als Vorbild für den Religionsunterricht der Zukunft gilt. Im Bundesland Hamburg fand in der Nachkriegszeit in den öffentlichen Schulen nur evangelischer Religionsunterricht statt, weil die katholische Kirche auf konfessionellen Religionsunterricht verzichtete. Der Duisburger Religionspädagoge Thorsten Knauth schildert, wie Politik und Wissenschaft darauf reagierten, dass in den letzten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts der Anteil der muslimischen und konfessionslosen Schülerinnen und Schülern zunahm. Es galt, Ansätze zu einer religionsbezogenen Pluralisierung der Lehrerbildung zu entwickeln und institutionell zu verankern. Die nach mehreren Vorstufen 2010 gegründete Akademie der Weltreligionen mit Professuren zum Islam, zum Alevitentum und seit 2019 zum Buddhismus hat die Aufgabe, in gemeinsamer Verantwortung der Beteiligten interreligiöse dialogische Lernprozesse zu gestalten und zu reflektieren. Das didaktische Konzept geht von der religiösen Identität der Schülerinnen und Schüler aus, deren in konfessorischer Rede vorgebrachte Gewissheiten unbedingt zu achten sind, während zugleich die Frage, wer recht hat, offenbleibt und jeder Absolutheitsanspruch aufzugeben ist.



Birgit Kuhlmann, auf Seiten der Nordkirche für das Hamburger Modell zuständig, beschreibt die Weiterentwicklung zu einem „Religionsunterricht für alle 2.0“. Seit 1995 übten Vertreter der Weltreligionen und der Hamburger Behörden, informell in einem Gesprächskreis interreligiöser Unterricht verbunden, zwar Einfluss auf den Religionsunterricht für alle aus, gehalten wurde er aber ausschließlich von evangelischen Lehrkräften. In Gesprächen seit 2009 wurde nun dem Wunsch islamischer und alevitischer Verbände Rechnung getragen, mit eigenen Lehrkräften am Religionsunterricht teilzunehmen. Seitdem 2012 Staatsverträge mit den muslimischen Verbänden und den Aleviten abgeschlossen wurden, ist das auch möglich. Der Preis ist, dass die Religionsgemeinschaften, mit denen keine Staatsverträge abgeschlossen wurden, keinen Einfluss mehr auf den Religionsunterricht für alle haben, wie die Gastprofessorin für Buddhismus an der Akademie der Weltreligionen Carola Roloff in ihrem Aufsatz beklagt.

Als didaktische Grundsätze des weiterentwickelten dialogischen Religionsunterrichtes nennt Kuhlmann die Förderung individueller Religiositätsentwicklung, die Quellenorientierung anstelle der Traditionsorientierung und das Abwechseln dialogischer und religionspezifischer Phasen des Religionsunterrichtes. Die religionspezifischen Phasen werden zwar auch im Klassenverband unterrichtet, aber entweder in zeitlicher Abfolge oder in Form innerer Differenzierung erhalten die Lernenden Gelegenheit, sich mit der inneren Systematik einer Konfession zu befassen, indem ihnen zum Beispiel „die christliche Großezählung ohne Ermäßigung“ als Lernstoff zur Verfügung gestellt wird. Weiterhin berichtet Kuhlmann von einem Rechtsgutachten aus dem Jahr 2019 von Hinnerk Wißmann und Peter Unruh, das zum Ergebnis kommt, dass ein „multireligiös trägerpluraler Religionsunterricht“ bei „rechtsgestaltender Neudeutung“ von Art 7.3 des Grundgesetzes grundsätzlich zulässig sei.

In den anderen Großkapiteln des Bandes kommen Positionen zum Religionsunterricht für alle, Alternativen und unterschiedliche Kontexte zur Sprache. Clauß Peter Sajak vergleicht das Hamburger Modell mit dem konfessionell kooperativen Religionsunterricht, der in Baden-Württemberg erprobt und evaluiert wurde. Monika Jakobs trägt Beobachtungen aus der Schweiz bei und Jasmine Suhner zusätzlich aus Österreich. Judith Könemann fragt nach der Rolle „religiös unmusikalischer“ (Habermas) Menschen im Religionsunterricht, Ulrich Vogel eruiert gemeinsame Perspektiven religiöser und philosophischer Bildung. Handan Aksünger-Kizil bettet die Teilnahme am Hamburger Modell in die Geschichte der alevitischen Gemeinde ein und Halima Krausen schildert die Bedeutung der Teilnahme am Modell aus der Sicht des Moscheeverbandes Schura. Während die Aleviten dankbar sind, ihre Religion in Deutschland überhaupt an öffentlichen Schulen vertreten zu können, sieht die Schura nach einem Bericht des NDR vom 19. März 2019 kritisch, dass 1600 evangelischen Religionslehrkräften nur ganze vier muslimische gegenüberstehen, obwohl der muslimische Anteil an der Schülerschaft 20 Prozent beträgt.

Das Buch lässt schließlich kritische Stimmen zu Wort kommen. Jana Philippa Parenti, wissenschaft-

liche Mitarbeiterin an der Universität Hamburg, legt dar, dass eine gerechte Aufteilung der Unterrichtszeit zwischen den Religionsgemeinschaften (in Hamburg gibt es mehr als 100) nicht möglich sei, und kritisiert von daher die Einführung religionspezifischer Phasen in den Religionsunterricht für alle. Überhaupt machen die islamischen Verbände eher halbherzig mit und setzen nach wie vor auf islamischen Unterricht an Wochenenden in den Moscheen. Die Hoffnung, den Einfluss der türkischen Religionsbehörde auf in Deutschland lebende Muslime durch einen Religionsunterricht für alle zurückzudrängen, dürfte also kaum realistisch sein.

Berhard Grümme, Religionspädagoge an der Ruhr-Universität Bochum, diskutiert die Möglichkeit, dass es im dialogischen Religionsunterricht zu einer „Vergegnung“ (Martin Buber) der Beteiligten kommen könnte, denn die Absolutsetzung des dialogischen Prinzips bewirkt eine „Wahrheitsschwäche“ des didaktischen Prozesses und schließt Selbstkritik aus. Thorsten Knauth und Dörthe Vieregge berichten von Unterrichtsbeobachtungen in Hamburg und Duisburg und kommen zum Fazit, dass die beobachteten Lehrkräfte aus Unsicherheit hinsichtlich ihrer Rolle und der im Unterricht verhandelten Inhalte Dialogräume schließen, sodass inhaltliche Offenheit in Beliebigkeit umschlägt.

Der Band versammelt sehr heterogene Beiträge. Klar wird das Problem, das der Religionsunterricht für alle in Hamburg auflösen soll. Klar wird auch, dass nicht alle mit dieser Lösung zufrieden sein können. Das Problem, dass Lernende im Religionsunterricht beschult werden, deren „Position“ im Curriculum nicht oder zu wenig berücksichtigt wird, bleibt unvermeidlich. Und die Ansprüche an die Lehrkräfte, die einerseits die Lernenden in die Lage versetzen sollen, Religionen in ihrer eigenen Systematik kennen zu lernen, andererseits eine moderierende Rolle einnehmen sollen, so dass das Konfessorische verschiedener Religionen sich auf Initiative der Lernenden zum Ausdruck bringen kann, erscheinen sehr hoch, und Unterrichtsbeobachtungen offenbaren, dass diesen Ansprüchen nicht alle Religionslehrerinnen und Religionslehrer gerecht werden.

Karl Vörckel

Rainer Oberthür
Der Seelensucher
Eine Geschichte über das große Geheimnis des Menschen

München: Kösel Verlag, 2020

88 Seiten m. farb. Abb.

12,00 €

ISBN 978-3-466-37264-5

Dieses Buch „beseelt“! Wer kennt sie nicht, die Wörter und Sprüche, die sich um den Begriff der Seele ranken – seelenruhig, glücklich, seelenlos, Seelenheil, in der Seele berührt, und, nicht zu vergessen, die Seligpreisungen als besondere Heilzusa-gen des Wirkens Jesu Christi.

Der Begriff „Seele“ ist derart abstrakt und viel-schichtig, dass dieser im Verständnis nahezu un-greifbar erscheint, wäre da nicht Rainer Oberthür, der sich dieser Thematik in leicht verständlicher Form und unterlegter Bildsprache angenommen hat. Als Religionspädagoge gelingt es ihm immer wieder, komplexe Themen auf des Wesens Kern zu reduzie-ren; verwiesen sei nebenbei auf die durch Hubertus Halbfas` inspirierte Symboldidaktik, die Oberthür für die Konzeptionen „Philosophieren mit Kindern“ und „Theologisieren mit Kindern“ veranlasste.

Oberthürs Erzählkunst nimmt den Leser sofort mit auf eine Reise in die verwobene Sphäre der See-le, die letztlich der Frage nachgeht, was diesen Be-griff ausmacht. Historisch betrachtet beschäftigen sich die Menschen damit schon seit Jahrtausenden – man denke an den Toten- und Seelenkult der Ägypter, Luthers Kritik im Umgang mit dem Seelenheil, Decartes' Denkanstöße der Renaissance bis hin zu jüngsten Nahtoderfahrungen. Oberthür schöpft bei seiner Erzählung aus dem Erfahrungsschatz ge-sammelter Antworten von Frauen und Männern aus Naturwissenschaft, Philosophie, Theologie und Li-teratur, nicht zu vergessen die Fragen und Antwor-ten von Kindern und Jugendlichen.



Der Buchtitel eröffnet das erste Kapitel des Buches. Ein von Erfolg, Wohlstand und Sorglosig-keit gekrönter Mann beginnt im Zuge des Älterwer-dens das Leben zu hinterfragen und neu zu justie-ren. Nachdem dieser sein altes Leben hinter sich gelassen hat, sammelt er auf seinen Reisen durch die Welt Fragen und Antworten der Menschheit, wel-che ihn als Seelensucher vorantreiben. Aus diesem Fundus konstruiert er eigene Vorstellungen, Weis-heiten und die Begeisterung für den Begriff der See-le. Jene Sammlung von 99 Umschreibungen bilden den Hauptteil des Buches, gefolgt von dem Versuch, den fragmentarischen Erfahrungsbeispielen ein ge-schichtliches Konstrukt zu verleihen, dessen Entste-hungsprozess sich gemäß Autor folgendermaßen be-schreiben lässt: „Aus einem nicht sichtbaren Punkt entsteht das gigantische Universum und Milliarden Jahre später der Mensch mit einer einzigartigen Seele.“ Abschließend erhält der Leser noch einmal komprimierte Deutungsversuche im Hinblick auf die Differenzierung von Geist und Seele sowie der seelischen Unsterblichkeit.

Die wunderschönen Illustrationen sind ein Balsam für die Seele des Betrachters. Barbara Nascimbeni verleiht der Sprache des Autors haptischen Glanz und eröffnet damit einen ausgezeichneten bildlichen Zugang.

Rainer Oberthür versteht es, im interdisziplinären Zusammenspiel Zugänge zum Seelenbegriff zu ermöglichen, dessen Abstraktion die Menschheit seit jeher bewegt. Seelenvergnügt eröffnen Autor und Illustratorin perspektivische Sichtweisen und Denkanstöße. Gerade in einer Zeit wie dieser, die Freud und Leid sowie Wesentliches in den Blick rückt, lohnt es sich, auf Seelensuche zu gehen. Das Buch ist nicht nur ein wunderbares Geschenk für eine beseelte Mußestunde, sondern zugleich eine Unterstützungshilfe bei Fragen von Kindern und Jugendlichen.

Manfred Januarius Bauer

Uwe Hauser / Stefan Hermann (Hg.)
RU kompakt – Berufliches Gymnasium
Heft 1

Wilhelm Gräb / Karsten Jung: Religion neu wahrnehmen – Religion als Entdecken von Sinn
Harald Becker: Zwischen Gleichgültigkeit und Fanatismus – Der Anspruch von Religion in einer pluralen Welt

Stuttgart: Calwer Verlag. 2021

59 Seiten m. farb. Abb.

16,95 €

ISBN 978-3-7668-4504-7

Freiheit in Gemeinschaft – um diesen, von Schülerinnen und Schülern eventuell zunächst als Widerspruch wahrgenommenen Spannungsraum geht es in den beiden Unterrichtseinheiten, die in „RU kompakt“ vorgestellt werden. Die Schülerinnen und Schüler sollen zu einem reflektierten Umgang mit Religion geführt werden und so die Grundfrage beantworten können, ob Religionen eher Freiheit ermöglichen oder diese verhindern. Dies geschieht ganz im Sinne des Grundauftrags des Religionsunterrichts, nämlich zu einem aufgeklärten Umgang mit Religion und einer eigenen Entscheidungsfähigkeit bezüglich der persönlichen Einstellung zur Religion zu befähigen. Dazu bieten die beiden Unterrichtseinheiten Anregungen. Den Rahmen der beiden Einheiten setzt der Bildungsplan für das Berufliche Gymnasium im Land Baden-Württemberg für das Fach Evangelische Religion in der Eingangsklasse.



In der ersten Unterrichtseinheit 1 „Religion neu wahrnehmen – Religion als Entdecken von Sinn“ sollen die Schülerinnen und Schüler die Kompetenz erlangen, Religion zunächst außerhalb der institutionellen Religionen wahrzunehmen, um so in Auseinandersetzung mit der eigenen Person und der eigenen religiösen Entwicklung eine mögliche Sinnstiftung von Religion zu entdecken. Dazu wird die religiöse Entwicklungspsychologie nach James W. Fowler erarbeitet und mit biographischen Bezügen in Verbindung gebracht. Der zweite wissenschaftliche Input stellt die funktionale Religionstheorie nach Wilhelm Gräb dar, die ebenfalls auf Grundlage eigener Erfahrungen beurteilt wird. Die Einheit umfasst vier Bausteine, die jeweils für eine Doppelstunde, also insgesamt acht Unterrichtsstunden, konzipiert sind. Methodisch präsentiert die Vorlage einen Wechsel zwischen bewährten Methoden. Im letzten Baustein werden im Rahmen eines Fazits der Bezug zum Einstieg sowie der Gesamtzusammenhang der Unterrichtseinheit hergestellt.

Es handelt sich um eine didaktisch sinnvoll konzipierte Einheit, mit adäquaten Materialien, die als gut umsetzbar erscheint. Der gehobene Anspruch der Texte wird von den Autoren selbst benannt, sollte aber in einem Beruflichen Gymnasium verlangt werden können. In der persönlichen Umsetzung der Vorlage ist es sicher sinnvoll, Ergänzungen aus dem eigenen methodischen Repertoire einfließen zu lassen und eventuell mit einer alternativen Anforderungssituation einzusteigen.

Über den sehr gut gewählten Einstieg mit einer Karikatur gelingt es in der zweiten Unterrichtseinheit „Zwischen Gleichgültigkeit und Fanatismus – Der Anspruch von Religion in einer pluralen Welt“ verschiedene Bildungsplaneinheiten in einen Kontext zu stellen und dies durch einen Advance Organizer für die Schülerinnen und Schüler nachvollziehbar werden zu lassen. Ebenso ist der Bogenschlag am Ende der Einheit mithilfe der Idee eines Projektes und einer Bildgestaltung als Pendant zur Eingangskarikatur gelungen. Insgesamt hat die Einheit ein hohes Anforderungsniveau, folgt dabei aber den Kompetenzformulierungen des Bildungsplans. Die Einheit umfasst sechs Bausteine mit unterschiedlichem Zeitumfang für ungefähr neun Unterrichtsstunden.

Methodisch-didaktisch ist das Material sehr gut ausgewählt. Es werden Alternativen angeboten und der bereits oben erwähnte Advance Organizer als Ergebnissicherungsinstrument erscheint sehr durchdacht. Die Schülerinnen und Schüler werden immer wieder aktiviert, beispielsweise im Rahmen von Positionierungsübungen oder dem abschließenden Museumsgang. Zusätzlich stellt Baustein vier gleich drei Varianten zur Auswahl je nach dem Leistungsstand der Lerngruppe und den Ergebnissen aus dem ersten Baustein. Die Ideen für das Projekt „VIP“ (Vertiefung – Individualisiertes Lernen – Projektunterricht) mit spannenden Themen und Materialvorschlägen u.a. zu Toleranz oder auch einem interreligiösen Austausch runden die Unterrichtseinheit sehr gut ab und machen Lust, diese Ideen gemeinsam im Unterricht umzusetzen.

Obwohl das Heft für den Evangelischen Religionsunterricht erstellt wurde, lassen sich die Unterrichtseinheiten ohne weiteres im Katholischen Religionsunterricht der Oberstufe umsetzen. Lediglich die Karikatur zum Einstieg in die zweite Einheit stellt eine kleine konfessionelle Ausprägung dar, die von den Schülerinnen und Schülern unter Umständen gar nicht so wahrgenommen wird. Schade ist, dass die Materialien nicht auch digital angeboten werden. Mit der Entwicklung im digitalen Bereich in den Schulen wäre das eine zusätzliche Erleichterung in der Umsetzung, was sicherlich keine allzu große Hürde bedeutet, um die guten Ideen in den eigenen Religionsunterricht zu integrieren.

Thorsten Klug

Claudia Rothenberger
Kann es Gerechtigkeit geben?
Identität – Auf der Suche nach dem „Ich“
Zwei Unterrichtseinheiten für die Klassen 7/8
calwer materialien

Stuttgart: Calwer Verlag. 2021
87 Seiten m. s-w und farb. Abb.
18,95 €
ISBN 978-3-7668-4547-4

Die Frage nach der Gerechtigkeit und ebenso die Auseinandersetzung mit der eigenen Identität sind klassische Themen im Religionsunterricht der Mittelstufe. Sie bieten vielfältige Bezugspunkte zur Lebenswelt Heranwachsender und haben das Potential, Interesse und Motivation bei den Lernenden zu wecken. Claudia Rothenberger, selbst Lehrerin u.a. für Evangelische Religion an einem Gymnasium in Baden-Württemberg, stellt in ihrer neusten Arbeitshilfe einen reichen Fundus an erprobten Ideen, Materialien und Methoden zur Verfügung. Ausdrücklich weist sie darauf hin, dass die Unterrichtsbausteine als „Steinbruch“ dienen sollen. Man kann sie komplett übernehmen, einzelne Bausteine auswählen, andere weglassen, Elemente neu kombinieren, verändern, erweitern oder reduzieren. Der didaktische Aufbau beider Unterrichtseinheiten lässt eine individuelle Schwerpunktsetzung je nach Lerngruppe, geplantem Zeitumfang und persönlichen Präferenzen der Lehrkraft zu.



Als roter Faden für die Erarbeitung des Themas Gerechtigkeit dient ein fünfteiliges Gedankenexperiment „Überleben auf einer einsamen Insel“. Dabei handelt es sich um eine interessante, nicht komplizierte, aber doch hinreichend komplexe Geschichte von Überlebenden eines Flugzeugunglücks, die auf einer einsamen Insel Zuflucht finden. Die Lernenden versetzen sich in die Rolle dieser Überlebenden. In jedem Abschnitt des Gedankenexperiments taucht eine neue Gerechtigkeitsfrage auf, die gemeinsam diskutiert und gelöst werden muss. Anhand dieser fiktiven Anforderungssituation werden z.B. Gerechtigkeitsprinzipien erarbeitet, biblische Aussagen zur Gerechtigkeit auf ihre Bedeutung und Umsetzbarkeit hin untersucht oder Grundzüge ethischer Abwägungen entwickelt. Ergänzt wird dieses didaktische Arrangement um weitere Unterrichtsbausteine mit unterschiedlichen Vertiefungsmöglichkeiten, z.B. zur alttestamentlichen Prophetie, zum Thema Armut, zum diakonischen Engagement der Kirche oder zum Fairen Handel. So lassen sich ausgehend von dieser Unterrichtseinheit auch andere Themen des Fachcurriculums „ansteuern“ und inhaltliche Bezüge herstellen.

Die zweite Unterrichtseinheit zum Thema Identität besteht aus insgesamt 11 Bausteinen. In den meisten dieser Bausteine wird jeweils ein Grundbegriff erarbeitet: Individualität, Identität, Selbst- und Fremdwahrnehmung, Rollen und Rollenzuschreibungen, Bedürfnisse, Vorbilder, Gewissen, Toleranz, Lebenswelt. Alle Bausteine verfolgen das Ziel, Schülerinnen und Schüler sprachfähig zu machen. Sie lernen, über sich selbst und ihre Erfahrungen zu reflektieren und im Austausch miteinander ein Verständnis für die verschiedenen Aspekte von Identität zu entwickeln.

Beide Unterrichtseinheiten sind mit zahlreichen Kopiervorlagen ausgestattet. Sie setzen auf kooperatives, schülerorientiertes Lernen und enthalten viele Ideen für kreative Umsetzungs- bzw. Vertiefungsmöglichkeiten. Ergänzt werden die Bausteine durch Vorschläge für alternative Formen der Leistungsmessung, die sich organisch in die Lernarrangements einfügen. Einige wenige Materialien enthalten konfessionelle Besonderheiten und müssten ggf. für den katholischen RU modifiziert werden.

Insgesamt besticht die vorliegende Arbeitshilfe durch ihre Praxisnähe, die interessanten Unterrichtsideen und eine große Auswahl gut einsetzbarer Kopiervorlagen. Das konsequent umgesetzte Bausteinsystem ermöglicht einen individuell angepassten und flexiblen Umgang mit den einzelnen Vorschlägen und Materialien. So bietet der Band eine ebenso inspirierende wie effektive Unterstützung für die eigene Unterrichtsplanung und -durchführung an.

Sebastian Lindner

Eugen Drewermann / Martin Freytag

Gott, wo bist du?

Eugen Drewermann antwortet jungen Menschen

Ostfildern: Patmos Verlag, 2021

172 Seiten

12,00 €

ISBN 978-3-8436-1210-4

„Gott, wo bist du?“ Die Titelfrage des neuen Interviewbandes von Eugen Drewermann und Martin Freytag, der an den Vorgänger „Das Geheimnis des Jesus von Nazareth“ (Patmos Verlag, 2018) anknüpft, stellt sich im Erfahrungsraum aktueller (Natur-)Katastrophen noch einmal ganz neu. Es ist eine Frage, in der sich im Grunde sämtliche Fragen des Buches konzentrieren wie in einem Brennglas: die Kernfrage der Theodizee, die Drewermann als „Infragestellung der gesamten Schöpfungsordnung“ versteht (51). Zusammen mit seinem Interviewpartner Martin Freytag, Religionslehrer am Gymnasium Remigianum in Borken, möchte er seinen Zeitgenossen – gläubigen, suchenden, zweifelnden und atheistischen Menschen – argumentierend, kontextualisierend und illustrierend das Wagnis des Glaubens erschließen, den er als „Ausgreifen auf den notwendigen Halt“ (15) versteht.

Mit sicherem Blick auf die tragenden Haltegriffe, die auch skeptischen Fragenden erreichbar sind, werden in den elf Kapiteln des Buches verschiedene Themen der Theologie erörtert: die Frage nach dem Wesen Gottes im Spannungsfeld von Offenbarung und Religionskritik, die Frage nach der persönlichen Gottesbeziehung, die Frage dem Leid und dem Bösen und die Frage nach der Wahrheit der konfessionell verfassten Religion(en) in einer pluralistischen Welt. Die konkreten Fragen zu diesen großen Fragen, so heißt es im Vorwort, stammen von Schülerinnen und Schülern der Oberstufe und seien „lediglich systematisiert, teilweise konkretisiert, sprachlich geglättet und im Kontext der Eigendynamik des Interviews mit Eugen Drewermann thematisch erweitert“ (6). Man würde gerne erfahren, was angesichts dieser redaktionellen Anstrengungen von den ursprünglichen Fragen der Jugendlichen übrig geblieben ist, zumal manche Fragen Kenntnisse der Theologie



Drewermanns oder anderer Theologen/Philosophen voraussetzen, die sicher nicht zum theologischen Allgemeinwissen eines durchschnittlichen Oberstufenschülers gehören. Kurzum: Eugen Drewermann antwortet jungen Menschen auf Fragen, die sie in dieser Form niemals gestellt hätten. Die Fragen sind vielmehr so formuliert, dass Drewermann mühe-los die Grundgedanken seiner Theologie entfalten kann – und das weniger im mündlichen Duktus des Gesprächs als in einer durchgearbeiteten, schriftsprachlichen Form.

Für all diejenigen, denen Drewermanns Theologie aus seinen bisherigen Publikationen vertraut ist, werden die Antworten nichts Neues bieten. Da ist z.B. die Rede von einem dringend erforderlichen Perspektivwechsel, der das Sprechen über Gott von den Menschen her auf Gott ausrichtet und nicht umgekehrt. Da ist auch die Rede von der Kontingenzerfahrung des Menschen, seiner Angst in einer grausamen, abweisenden Welt. Und da ist – nicht zuletzt – die Rede von der sich daraus ergebenden Notwendigkeit eines unbedingten Vertrauensvorschlusses, den in letzter Konsequenz nur Gott allein den Menschen zu schenken vermag. Erst die Freiheit der absoluten Zusage und Zuwendung ermögliche es dem Menschen, so Drewermanns funktionale Deutung, die Angst abzuschütteln und seine Existenz als gewollt und insofern notwendig zu erfahren. Mit anderen Worten: Drewermann nimmt seine Leserinnen und Leser mit auf eine Tour d'Horizon durch den Kosmos seines Denkens, das er, angeregt mehr durch Stichworte als durch Fragen und in der Auseinandersetzung mit der neuzeitlichen Religionskritik, entfaltet, schärft und begründet.

Dass Drewermann von den Ergebnissen seines eigenen Nachdenkens über Gott und die Welt erzählt, verleiht dem Band trotz aller erforderlichen philosophisch-theologischen Flughöhe dennoch eine persönliche Note. Hier legt jemand Zeugnis ab von dem, was ihm selbst Halt gegeben hat und noch immer gibt. Zu dieser persönlichen Note tragen darüber hinaus Beispiele aus der therapeutischen Praxis bei, leider aber auch einige Invektiven gegen die zeitgenössische Theologie, die sich Drewermann so sehr zurechtbiegt, dass er sie pauschal als hoffnungslos engstirnig diffamieren kann. Denn dass die gegenwärtige Theologie sich einer symbolischen Deutung biblischer Erzählung im Hinblick auf die darin bewahrten Erfahrungen verweigert (109), ist zumindest in dieser Zuspitzung eine kühne These. Richtiger ist da schon, dass die therapeutische Wirkung von Mk 5,1-20 in der Auslegungstradition bis heute allenfalls eine marginale Rolle spielt. Drewermanns Deutung der Aussage des Besessenen („Legion ist mein Name. Denn viele sind wir“ – „Ich fühle mich im Besatzungszustand“; 95) erscheint indessen mehr erzwungen als überzeugend.

Die Authentizität dieses reibungsfähigen Zeugnisses mag die Akzeptanz der Antworten gerade bei jungen Menschen erhöhen. Denn an sie vor allem richtet sich das Buch, wie zumindest der Untertitel verheißt. Auch für den Einsatz im Religionsunterricht der Oberstufe soll es geeignet sein. Sehr lebensnah und für diesen Zweck daher besonders geeignet ist Drewermanns Versuch, den existentiell-sinnstiftenden Glauben von den kausal erklärenden Naturwissenschaften abzugrenzen und die methodologische Komplementarität beider Bereiche anschaulich zu machen, indem er sie mit der linken und rechten Hand vergleicht.

Gleichwohl erscheint der Einsatz des Buches im Unterricht schwierig – weniger wegen der stark überarbeiteten Fragen als wegen Drewermanns ausufernder Antworten. Martin Freytag hat diese Antworten, die stets mehrere, ja bis zu vierzehn Seiten umfassen, deshalb in Abschnitte unterteilt und sie zur besseren Orientierung mit Überschriften versehen. Das ist eine hilfreiche Maßnahme. Da sich Drewermann aber wiederholt auf zuvor Gesagtes bezieht, ist es oft nicht möglich, einen Passus isoliert zu betrachten. Selbst die Portionierung der Antwortabschnitte wäre eine didaktische Herausforderung, da ja nicht Drewermann allein im Unterricht zu Wort kommen soll. Kürzere Antworten wären außerdem zweifellos möglich gewesen, selbst ohne das Risiko einer nicht mehr verantwortbaren Komplexitätsreduktion. Denn nicht alle Seitenblicke sind zielführend, am wenigsten Drewermanns tagespolitische Bemerkungen: gegen den Hauptteil der FAZ (116), gegen die fehlende Präsenz der CDU bei Kundgebungen gegen Atomwaffen und sein Bekenntnis, dass man mit den Linken zusammenarbeiten könne (118). Diese Passagen kann man im Unterricht nicht einsetzen. Eine stärkere Redaktionsarbeit wäre hier erforderlich gewesen. So aber bleibt es dabei: Drewermann spricht mit sich selbst statt zu jungen Menschen; ihre (digitalisierte, Social Media geprägte) Lebenswelt kommt in seinen Ausführungen kaum vor. Das Interview bleibt in weiten Teilen ein Monolog mit erwartbaren Antworten auf die Frage nach Gott und seinem Ort im Leben der Menschen.

Alexander Schüller

Philosophie & Ethik in der Grundschule
Heft 1-2020: Gefühle geben zu denken

Braunschweig: Westermann. 2020

51 Seiten m. farb. Abb.

18,00 €

ISSN 2700-1008

Philosophie & Ethik in der Grundschule
Heft 2-2020: Das digitale Ich

Braunschweig: Westermann. 2020

51 Seiten m. farb. Abb.

18,00 €

ISSN 2700-1008

Viele Eltern wissen ein Lied davon zu singen, dass Kinder ihnen Löcher in den Bauch fragen. Je mehr das Interesse an der alltäglichen Umwelt erwacht, desto wissbegieriger werden die lieben Kleinen. Das ist etwas Kostbares und Eltern freuen sich daran, auch wenn es manchmal anstrengend ist.

In der Grundschule lernen die Kinder Lesen, Schreiben und Rechnen in sukzessiv erweiterten Zahlenräumen. Das bedeutet, dass sie erste Erfahrungen mit abstrakten Zeichen und Symbolen machen. Fünf Finger in der Luft entsprechen der Zahl 5, der Anfangslaut vom Wort Esel wird mit dem Zeichen E versinnbildlicht, die Kinder lernen, was eine einfache Landkarte ist und wie man mit Modellen umgehen muss. Von der Philosophie der Symbolischen Formen Ernst Cassirers haben wir umfassend gelernt, dass der Mensch das „Animal Symbolicum“ par excellence ist. Um sich in der Welt zu orientieren, muss er sie reflexiv ordnen, indem er eine Art symbolisches Netz aus Sprache, Religion, Wissenschaft, Recht usw. über sie ausbreitet, das die unablässig einströmenden Eindrücke „einfängt“. Dies Netz wird zunehmend komplexer und Kinder müssen lernen, es Masche für Masche enger zu knüpfen. Alles kann ihnen zu denken geben.



Viel Spaß und Interesse findet daher das Fach Sachkunde. „Wer, wie, was, wieso, weshalb, warum, wer nicht fragt, bleibt dumm“, lautete das geniale Lied in der Sesamstraße. Das ist natürlich noch keine Philosophie im strengen Sinn, aber kleinere Kinder zeigen uns, dass das Staunen und Fragen zum Menschsein elementar dazugehört. Es gibt nun einmal Fragen, die auch von Erwachsenen nicht endgültig beantwortet werden können und die dann abgewiesen werden. „Das kommt später“, „dafür bist du noch zu klein“. Das ist schade, weil damit das grundlegende Interesse der Kinder gerade an solchen Themen ausgetrieben werden kann, weil es in der Logik des Nützlichkeitsdenkens angeblich keinen Mehrwert abwirft. Umso pädagogisch verdienstvoller sind dann die Unternehmungen von Grundschullehrerinnen und Grundschullehrern, ein Fach zu erproben, in dem dieses Urbedürfnis von Kindern systematisch aufgegriffen und gefördert wird. Unter der bewährten Herausgeberschaft von Joachim Siebert, der seit Jahrzehnten schon die „Zeitschrift für Didaktik der Philosophie und Ethik“ (ZDPE) betreut hat, erscheint nun mit dem Titel „Philosophie & Ethik in der Grundschule“ eine neue Fachzeitschrift, die sich an Lehrende jüngerer Schülerinnen und Schüler richtet. Die einzelnen Hefte haben klug gewählte thematische Schwerpunkte. Den Auftakt machen die Gefühle. Wie fühlt es sich an, wenn man Angst hat, wütend ist oder fröhlich? Wie sieht man dabei aus? Wie erleben mich andere Menschen dabei? Das setzt am unmittelbaren Erleben der Kinder an und versetzt sie in die Lage, sich über sich selbst klar zu werden. Ein zweites Heft beschäftigt sich mit der digitalisierten Umwelt, in der unsere Kinder ganz selbstverständlich aufwachsen und deren Chancen wie Risiken sie einschätzen lernen müssen, um einmal mündige „User“ zu werden. Ein weiteres Heft wird sich mit dem Thema Zeit beschäftigen, das bei Kindern, auch wenn sie den Klassiker der Kinderliteratur „Momo“ noch nicht gelesen haben können, immer auf Neugier treffen wird. An der Auswahl der Themen zeigt sich die große Erfahrung des Teams der Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen um den Herausgeber, die seit Jahren Philosophie unterrichten und als Fachleiter und Fachleiterinnen mit einem soliden akademischen Hintergrund ausgestattet sind.

Die schulische Förderung setzt immer eine adäquate Fachdidaktik voraus, damit keine bunte Spielwiese beliebiger Anmutungen ausgesät wird. Die neue Publikation versucht dieser Versuchung in ihrem Setting entgegenzutreten. Jedes Themenheft wird durch einen grundsätzlichen Artikel eingeleitet, der fachliche und fachdidaktische Aspekte knapp und präzise vorstellt und einschlägige weiterführende Literatur angibt, mit der sich Lehrende vertiefend einarbeiten können. Danach werden methodisch sehr durchdachte und ansprechende Unterrichtseinheiten mit Aufgabenstellungen, Bildern, kurzen Texten usw. vorgestellt, die nach Klassenstufen gegliedert sind. Sie wirken authentisch und sind offenkundig nicht am grünen Tisch entstanden, sondern bereits erprobt. Die Hefte werden mit übersichtlich gestalteten Materialien und Arbeitsblättern, die bewusst als Kopiervorlagen gedacht sind, abgerundet. Das ist ein sehr umsichtiger Service, denn wenn man ein schulisches Neuland betritt, für das es weitgehend noch kein Curriculum gibt, ist man für gutes Material immer dankbar.

Zusammenfassend kann man sagen, dass diese Fachzeitschrift das Spektrum der pädagogischen Publikationen sehr bereichert. Sie ist fachlich seriös, praxisnah und optisch ansprechend und macht sowohl den Unterrichtenden Mut, das Philosophieren in der Grundschule auszuprobieren, als auch den Kindern Mut, sich ihres eigenen Verstandes zu bedienen.

Susanne Nordhofen

Wolfgang Michalke-Leicht / Clauß Peter Sajak (Hg.)
Vernünftig glauben
Arbeitsbuch für den katholischen Religionsunter-
richt. Oberstufe

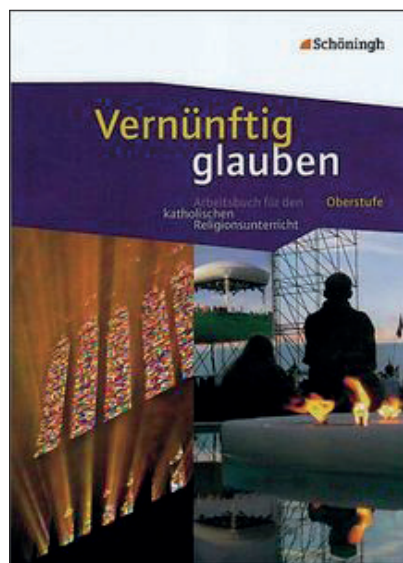
Braunschweig: Westermann. 2020
493 Seiten m. farb. Abb.
29,95 €
ISBN 978-3-14-053569-4

Lehrerband

Braunschweig: Westermann. 2021
757 Seiten m s-w Abb.
32,00 €
ISBN 987-14-053570-0

Das zu besprechende Werk ist in mehrfacher Hinsicht bemerkenswert: Schon der Umfang ist beachtlich. Beinahe kompendienhaft arbeiten die Autorinnen und Autoren zentrale Fragen und Positionen des Christentums ab. Sehr konsequent orientiert sich das Werk an den bestehenden Lehrplänen für die Sekundarstufe II in sechs Bundesländern. Damit erweist sich das Arbeitsbuch als anschlussfähig für den Religionsunterricht in der Oberstufe für weite Teile der Bundesrepublik. Dem gesamten Werk liegen also die Lehrpläne in den jeweiligen Bundesländern zugrunde. Dass sich damit Probleme ergeben, wird noch deutlich werden.

Mit in der Regel kurzen, in die Thematik einführenden, dann aber auch weiterführenden Texten wird den Schülerinnen und Schülern eine breite Palette an Möglichkeiten der eigenen Erschließung angeboten. Hilfreich sind eigens rubrizierte und farblich markierte Aufgabenstellungen (Einstieg, Weiterarbeit, Vertiefung). Auf eine interessante Art und Weise werden Quellentexte, sekundäre Überlegungen, literarische Zugänge und künstlerische Adaptionen miteinander in Verbindung gebracht, so dass unterschiedliche Zugangswege adressiert werden können. Die Differenziertheit der Materialien bietet sehr unterschiedliche Zugangsmöglichkeiten. Eingeleitet wird das Arbeitsbuch durch eine umfangreiche Hinführung zu Methoden für den Unterricht, die sich nicht mit den klassischen Zugängen begnügen, sondern Rezeptionsideen für Filme, Kir-



chenräume, das Internet und anderes aufnehmen. Es werden Präsentations- und Visualisierungstechniken vorgestellt wie Diskursformen eingeführt. Am Ende des Schülerbandes finden sich noch weitgehend hilfreiche Begriffserläuterungen. Sie helfen den Schülerinnen und Schülern bei der Einordnung komplexer theologischer Begriffe, sind aber noch sehr voraussetzungsreich, wie sich exemplarisch an der Erläuterung zur heilsökonomischen und immanenten Trinität ablesen lässt. Ohne Kenntnis des Rahner'schen Denkansatzes läuft diese Erklärung vermutlich ins Leere.

Der Lehrerband unterstützt die Arbeit der Schülerinnen und Schüler durch eine Vielzahl weiterer Materialien, die aber selbst noch einmal zwischen verschiedenen Zugangsmöglichkeiten und Perspektiven unterschieden sind, den im Buch so genannten Materialgruppen. Das erleichtert den Unterrichtenden die Ein- und Zuordnung der verschiedenen Materialien und strukturiert den Erarbeitungsprozess. Auch findet sich eine Vielzahl von möglichen Tafelbildern. Das ist hilfreich, bleibt aber bei der ansonsten anvisierten Aktualität ein wenig anachronistisch, weil digitale Möglichkeiten der Erarbeitung, Visualisierung, Sicherung und Transformation eigentlich nicht vorkommen. Hilfreich sind sicher die Klausurvorschläge nebst den jeweiligen Erwartungshorizonten. Sie dürften eine hohe Resonanz bei Lehrerinnen und Lehrern finden.

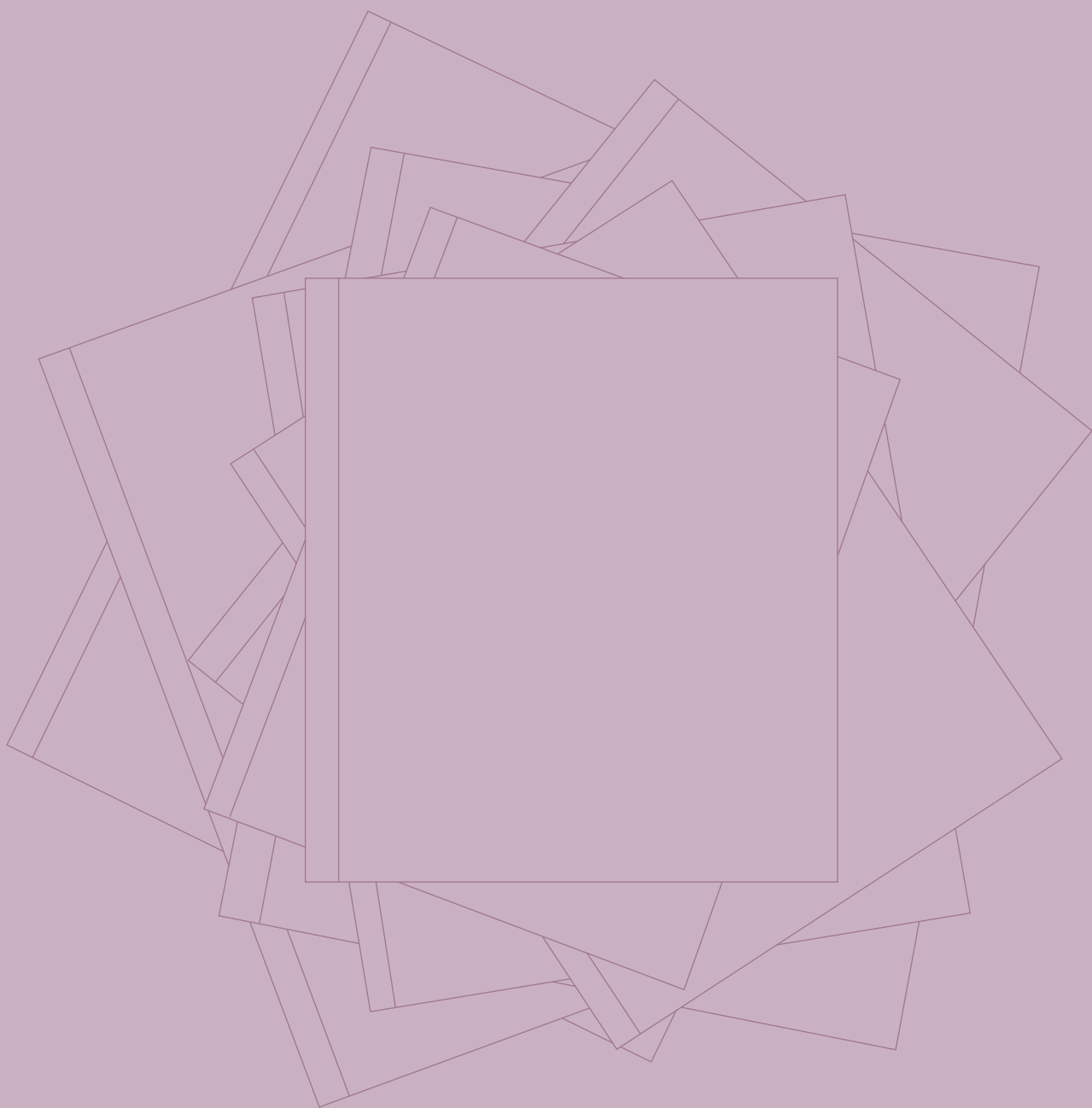
Insgesamt erweisen sich beide Bände als interessante und kreative Beiträge für einen stark inhaltsorientierten Religionsunterricht. Damit ist die Stärke des Buches angesprochen, die zugleich seine Schwäche darstellen könnte. Bei all den Versuchen, umfangreiche und umfassende Zugänge zu den Fragen bereitzustellen, bleiben doch Leerstellen, die gerade deshalb auffallen, weil ansonsten die Bestrebung erkennbar ist, den Gegenstandsbereich in allen Facetten durchzuarbeiten. So sind befreiungstheologische, feministische, politisch-theologische, kontextuelle und postkoloniale Ansätze deutlich unterrepräsentiert. Auch zeigen sich in den bibeltheologischen Angeboten eher traditionelle Lektüreatsätze führend. Das alles ist insofern schade, weil damit ein Werk, das sehr materialreich und umfassend angelegt sein möchte, doch einige blinde Flecken offenbart, die zu schließen für Schülerinnen und Schüler sehr interessante Perspektiven eröffnen würde.

Durchgängig liegt der Schwerpunkt der Fragestellungen in der kognitiven Durchdringung der Themen. Hier liegt möglicherweise ein Desiderat des Werks vor, das in einem eher traditionellen Bildungsverständnis liegt. Wissen ist eben doch nur ein Aspekt umfassender Bildung. Heißt es noch in Lk 23,34 „denn sie wissen nicht, was sie tun“, so könnte heute formuliert werden „sie tun nicht, was sie wissen“. Der Transformationsanspruch von Bildung leidet nicht an dem Mangel kognitiv strukturierten Wissens. Aber dieses Wissen ist nicht Selbstzweck. Es braucht eine Handlungsperspektive, wie sie schon im methodischen Dreischritt „sehen – urteilen – handeln“ verbindlich gemacht wurde. Dieser Aspekt bleibt in dem zu besprechenden Werk unterrepräsentiert. So machen die beiden Bände eher den Eindruck eines theologischen Propädeutikums. Sicherlich liegt das auch an den Lehrplänen, die noch den Geist der materialen Bildungsidee atmen und wenig den Anliegen einer „Bildung in gesellschaftlicher Transformation“ (H. Peukert) folgen. Es wäre sehr interessant, die vielen guten Überlegungen der Autorinnen und Autoren mit diesem Aspekt zu verbinden.

Manches aber irritiert. Dafür nur ein Beispiel: In den Kopiervorlagen des Lehrerbandes zu den Stichworten Kultur, Gesellschaft, Politik und Kirche und zum II. Vatikanischen Konzil etwa sind Bilder von Pius XI. und Johannes Paul II. abgedruckt. Wären hier Johannes XXIII. und Paul VI. nicht triftiger? Gewiss: Das mögen Einzelbeobachtungen sein, die den Wert des Werks nicht schmälern sollen. Denn wer nach einem gut strukturierten Werk mit deutlicher Präferenz in der kognitiven Dimension des Christentums sucht, wird in beiden Bänden reichhaltiges Material finden.

Jürgen Kroth

+ THEOLOGIE



Cornelia Dockter / Martin Dürnberger /
Aaron Langenfeld (Hg.)

Theologische Grundbegriffe
Ein Handbuch
Grundwissen Theologie

Paderborn: Ferdinand-Schöningh Verlag. 2021

185 Seiten

20,00 €

ISBN 978-3-8252-5395-0

Der Titel dieses Handbuchs ist auf den ersten Blick irreführend, denn es geht ihm nicht um Grundbegriffe der Theologie, sondern speziell um solche der systematischen Theologie. Dies ist auch legitim, weil gerade deren Disziplinen – zumindest dem Anspruch nach – diejenigen Forschungsergebnisse in einen übergreifenden Horizont fügen, zu dem die historischen und exegetischen Teildisziplinen gelangen. Dieses Konzept begegnet dann auch einer spezifischen Gefahr, in die sich derjenige schnell verfängt, der in den Zeiten von Wikipedia noch mit dem „Lexikon für Theologie und Kirche“ arbeitet. Wer sich nämlich hier ein Thema erschließt, muss aufpassen, dass mit der Anzahl der irgendwann durchgearbeiteten Begriffe nicht die Anzahl derjenigen Stichworte überproportional ansteigt, auf die man beim Lesen verwiesen wird. Vielmehr sind in vorliegendem Werk, das bezeichnenderweise eben auch kein Lexikon sein will, die Verweisungszusammenhänge auf eine sinnvolle Weise überschaubar. Das zeigt sich etwa beim Thema „Theodizee“, wo der entsprechende Artikel die Problematik und ihre Lösungsansätze vorstellt, Letztere aber in eigenen Artikeln wie „Bonisierung“, „Depotenzierung“, „Free Will Defense“ oder „Natural Law Defense“ durchgearbeitet werden. Gleiches gilt für die „Theologie der Religionen“, die das exklusivistische, das inklusivistische und das pluralistische Deutungsmodell vorstellen.



Weniger ausgewogen stellt sich das Verhältnis derjenigen Artikel zueinander dar, welche die Sakramentalität der Kirche und ihrer Vollzüge behandeln. Der Artikel „Eucharistie“ kommt ohne den Begriff „Opfer“ aus, und der Leser erfährt nicht, warum der Priester betet: „Der Herr nehme das Opfer an aus deinen Händen ...“ Hingegen erfahren wir im Artikel „Liturgie“, dass das Wort „Gottesdienst“ im Sinne eines Genitivus subiectivus und eines Genitivus obiectivus zu verstehen sei. Gemeint ist hier also offensichtlich, dass unsere Gaben mit der Selbsthingabe Jesu in Kreuz und Auferstehung verschmelzen und im zweifachen Sinne sich ein Opfer vollzieht. Warum aber Jesus Christus „für uns“ und „für unsere Sünden“ gestorben ist, wird wiederum nicht so recht deutlich, wenn im Artikel über die Satisfaktionslehre das Opfer Jesu primär als eines gesehen wird, in dem Gott sich „mit den Opfern der Geschichte“ solidarisiert. Eine Verkürzung im Verständnis liturgischer Vollzüge zeigt sich auch in den Beiträgen zur Theologie des kirchlichen Amtes. Hier erfahren wir zwar, dass der Priester liturgisch „in persona Christi“ handelt. Doch hätte dabei noch

deutlicher werden können, dass dieses Amtes von seinem sakramentalen Wesen her nicht der ideologischen Fundierung eines Klerikalismus dient, den die entsprechenden Beiträge zu Recht kritisieren. Denn dieses Amt hat von seiner eigentlichen Intention einen kirchenkritischen Charakter, der auch seinen Träger nicht ausnimmt, und soll verhindern, dass eine Kirche, die sich zunächst einmal zu Recht als „Leib Christi“ versteht, dabei ihre eigene Vergöttlichung vollzieht. In diesem Sinne markiert das Amtspriestertum eine bleibende Differenz zwischen Jesus Christus und einer Kirche, die aufgerufen ist, sich in der Wendung zu ihrem Ursprung immer wieder zu erneuern. Die Schriften des Neuen Testaments und die Tradition der Kirche fassen dieses Verhältnis in das Bild von Jesus Christus als dem Bräutigam, der seine Kirche als seine Braut liebend umwirbt und sie auch dort noch durch seine Liebe heiligt, wo sie untreu wird. Es ist offensichtlich dem geschlechtertheoretischen Diskurs der Gegenwart geschuldigt, wenn diese Gestalt der Differenzmarkierung nicht in der möglichen Deutlichkeit zur Sprache gelangt. Entsprechend dünn gerät dann auch der Beitrag zum Thema „Ehe“, deren Sakramentalität doch darin besteht, dass Mann und Frau einander versprechen, diese Gestalt der Liebe im Umgang miteinander wechselseitig zu bezeugen.

Um in diesem Zusammenhang nun zu erfahren, dass trotz der steigenden Anzahl von Singlehaushalten die Ehe immer noch eine verbreitete Lebensform ist und dass nach deutschem Recht es sich hier um eine Verbindung zweier Menschen unabhängig von ihrem Geschlecht handelt, brauche ich jedoch kein theologisches Lexikon aufzuschlagen.

Vor diesem Hintergrund verwundert es dann nicht, dass die „Beiträger*innen“ des vorliegenden Werkes – gemeint sind mit dieser verbalen Kreation die männlichen und weiblichen Autoren – ihre Texte konsequent „gendern“. Entsprechend lesen wir nicht nur von „Christ*innen“ und „Theolog*innen“, sondern auch von „Neurophilosoph*innen“ oder „Semipaternalist*innen“.

So liefert dieses Handbuch überwiegend hilfreiche und sinnvoll aufeinander abgestimmte Erläuterungen von wichtigen Begriffen der systematischen Theologie. Wo es aber um die Sakramentalität der Kirche und ihrer Vollzüge geht, hätte manchen Beiträgen mehr Deutlichkeit gutgetan.

Gerd Neuhaus

Martin Dürnberger

Basics Systematischer Theologie

Eine Anleitung zum Nachdenken über den Glauben

Regensburg: Friedrich Pustet Verlag, 2020

510 Seiten

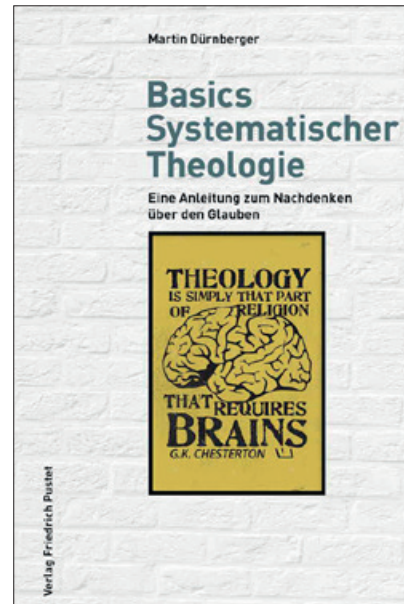
29,95 €

ISBN 978-3-7917-3051-6

Gut verständliche und zugleich der Sache angemessene Einführungswerke in die Systematische Theologie sind wichtige Werke. Sie können den Appetit anregen, sich mit der systematischen Theologie zu beschäftigen. So wird deutlich, dass systematische Theologie kein Glasperlenspiel ist, sondern notwendigerweise zu einem Glauben dazugehört, der auch vor der Vernunft verantwortet sein will.

Diesem Anspruch wird die vorliegende Einführung von Martin Dürnberger voll und ganz gerecht. Der Umfang des Buches sollte nicht abschrecken, schließlich bietet Dürnberger eine Einführung in die meisten Themen der Fundamentaltheologie und auch der Dogmatik. Auch wenn in den zwanzig Kapiteln immer wieder Rückverweise auf Vorhergehendes vorkommen, so können die Kapitel einzeln für sich gelesen werden. Durch die gute Strukturierung des Buches und mithilfe der sehr präzisen Rückverweise lassen sich die zuvor genannten Informationen gut auffinden. Sieben Zwischenreflexionen strukturieren das Buch weiter und geben jeweils eine kleine Vorschau auf das Kommende. Das Buch endet mit Arbeitsfragen zu jedem Kapitel, so dass dieses Werk gut zum Selbststudium eingesetzt werden kann.

Im Aufbau folgt der Verfasser weitgehend dem klassischen Aufbau der Fundamentaltheologie mit ihren vier „Demonstrationen“: Zunächst werden die Eigenart des religiösen Glaubens sowie verschiedene Paradigmen von Vernunft erläutert (Kap. 1-3). Das erste klassische Thema der Fundamentaltheologie stellt die Vernünftigkeit des Glaubens an einen Gott dar (Kap. 4-6). Hier stellt Dürnberger kurz und prägnant die wichtigsten Gottesbeweise sowie die Attribute Gottes vor. Die Kapitel 7 bis 9 beschäftigen sich mit Religionskritik und sprachphilosophischen



Überlegungen zur Gottesrede. Kap. 10 stellt mit der Behandlung der Theodizeefrage einen eigenen Block dar. Die Kapitel 11 bis 14 bilden die klassische *demonstratio christiana*. Dementsprechend werden hier Grundelemente von Christologie und Trinitätslehre besprochen. Die *demonstratio catholica* wird in den Kapiteln 15 bis 18 geboten sowie einige grundlegende Ausführungen zur ökumenischen Theologie. Traditionellerweise ist an dieser Stelle die Arbeit der Fundamentaltheologie getan. Dürnberger aber bietet noch zwei weitere Kapitel. Kapitel 19 behandelt Grundfragen der Eschatologie. Diese ist zwar Thema der Dogmatik, gehört aber zum Nachdenken über den christlichen Glauben und seine Vernünftigkeit essentiell dazu. Das abschließende Kapitel 20 bietet ein wenig theologische Wissenschaftstheorie und versucht, die behandelten Entwürfe im Werk zu klassifizieren.

Jörg Lauster
Der Heilige Geist
Eine Biographie

München: C.H. Beck Verlag. 2021

431 Seiten m. farb. Abb.

29,95 €

ISBN 978-3-406-76627-5

Eine der Hauptreferenzen stellt für Dürnberger Karl Rahner dar. Auf diesen bezieht er sich oft, gerade wenn es um materiale Positionen geht. Nichtsdestotrotz kommen in allen Themen die relevanten Themen und Namen vor, so dass der Mensch, der dieses Buch liest, nach der Lektüre einen guten Überblick über die wichtigsten Positionen der Vergangenheit und Gegenwart bekommt.

Systematische Theologie steht nicht selten unter dem Verdikt, unverständlich und anstrengend zu sein. Letzteres rührt daher, dass es bei der Systematik eben um die großen Fragen des Glaubens geht. Diese Schwierigkeit federt der Verfasser mit einer durchweg sehr gut lesbaren Sprache ab. An viele Stellen zieht er Beispiele aus dem alltäglichen Leben heran, um komplizierte theologische Fragestellungen zu erläutern. Diese Passagen können gut mit Schülerinnen und Schülern gelesen werden, weil gerade sie zum eigenen Nachdenken anregen.

Insgesamt ist die Einführung von Martin Dürnberger ein sehr lesenswertes Buch – zum einem für Studierende der Theologie, die erste Erkundungen im Bereich der Systematik machen, und zum anderen für all diejenigen, die ihr Wissen über wichtige theologische Diskurse (wieder) auffrischen oder das eigene Denken auf der Grundlage solider Theologie befördern wollen.

Frank Ewerszumrode

Dass die Entwicklung des christlich-theologischen Denkens nicht geradlinig verläuft, sondern immer wieder von Rückschritten geprägt ist, die mitunter die Größe und Weite früheren Denkens weit hinter sich zurücklassen, zeigt beispielhaft die Entwicklung des Konzepts der Schriftinspiration. Den Begriff der göttlichen Inspiration setzte der griechische Kirchenvater Origenes im dritten Jahrhundert n. Chr. ein, um einen weiten Verständnishorizont der biblischen Texte zu ermöglichen. Origenes sah deutlich, dass ein wörtliches Verständnis der Bibel zu vielen Widersprüchen führt. Wenig überraschend für ihn, versucht doch immer ein endlicher Mensch mit endlichen Worten die unendliche Weisheit Gottes auszudrücken. Deshalb gilt es, die Texte weit ab vom wörtlichen Verständnis zu begreifen – die Geburt des sogenannten „vierfachen Schriftsinns“, der lange das Bibelverständnis prägte.

Erst die konfessionellen Auseinandersetzungen führten zu einer fatalen Vereinseitigung. Mit dem Schlagwort der Verbalinspiration versuchte man dem lutherischen Prinzip „sola scriptura“ eine Art wissenschaftlichen Anstrich zu geben, indem man in der extremen Variante von einer „suggestio verborum“ ausging, also einer wortwörtlichen Schriftinspiration durch den Heiligen Geist. Bereits hier wird der Grundstein für den Bibelfundamentalismus gelegt, der besonders in den USA weitverbreitet ist. Dabei geht es, folgt man Jörg Lausters Konzept einer „pneumatologischen Stoffwechseltheorie“, darum zu zeigen, wie der unfassbare, überall und nirgendwo anwesende Heilige Geist sich durch die Geschichte und die darin wirkenden Menschen zu verschiedenen Zeiten an verschiedenen Orten materialisiert bzw. formalisiert. In Bezug auf die Entstehung der biblischen Texte eben gerade nicht durch eine pseudowissenschaftliche Engführung im Sinne einer Ver-



balinspiration, sondern durch die Dynamik, die das Offenbarungsgeschehen Gottes und insbesondere das Christusereignis in den Anhängern hervorgerufen hat. Die so verstandene Wirkung des Geistes motiviert dazu, Glaube, Hoffnung und Liebe lebendig werden zu lassen und schriftlich narrativ zu artikulieren, indem biblische Traditionen aufgegriffen und in eine neue Form gegossen werden.

Lausters Konzept einer „historischen Kulturpneumatologie“ findet viele solcher Formen materialisierter Geistwirkungen im Verlauf der Geschichte des christlichen Lebens. Anhand solcher kulturgeschichtlich greifbarer Stationen entwirft er eine Art Biographie des Heiligen Geistes. Ob nun im Zusammenhang trinitätstheologischer Auseinandersetzungen in der Antike oder in Form einer Gleichsetzung menschlicher Intellektualität mit Wirkungen des göttlichen Geistes in der Renaissance, überall sieht Lauster Spuren eines Überschusses, der eine Motivation im Denken und Handeln anzeigt, die weit über die Möglichkeiten der Welt hinausweist. Es ist das unbegreifliche Rauschen des Geistes, das den Menschen aus den „Verstrickungen seiner natürlichen Daseinsweise“ zur Selbsttranszendenz befähigt.

Wer bisher noch nichts über den wirkmächtigen Renaissancehumanisten Marsilio Ficino wusste, der die Geistbegabung des Menschen in die Nähe des göttlichen Geistes brachte und damit zwar einer Intellektualisierung der Wirkung des göttlichen Geistes im Menschen Vorschub leistete, gleichzeitig die heute oftmals nicht mehr so recht artikulierbare Größe und Würde des Menschen herausstrich, wird bei Lauster fündig werden. Die emanzipatorische Leistung, die die Erfahrung der Geistesgegenwart bei manch hochbegabten Beginen wie Mechtild von Magdeburg bewirkte, die sich dadurch eine ganz eigene Autorität gegenüber der kirchlichen Autorität begründen konnten – auch das wichtige Stationen von Lausters Biographie des Heiligen Geistes. So könnte man noch viele Beispiele nennen, die die „historische Pneumatologie“ zu einer kulturgeschichtlichen und theologischen Fundgrube werden lassen.

Sicherlich lässt sich kritisch zurückfragen, ob Lausters materialisierte Formen des Geistes nicht auch von ganz anders her hinreichend erklärbar sein könnten. Wie ist das Verhältnis von Politik, Wirtschaft, Sprache, Kultur etc. zur Wirkung des sog. Geistes genau zu verstehen? Das würde natürlich voraussetzen, dass man eine Theorie des Geistes entwirft, was die Schwierigkeit einer systematischen Festlegung mit sich brächte, das Lauster vermeiden möchte. Diese Uneindeutigkeit macht sein Rahmenprogramm einer Biografie schillernd. Nichtsdestotrotz ist Lausters Buch absolut lesenswert, einfach deshalb, weil man so viel Neues dabei lernt.

Johannes Lorenz

Hans Kessler

Auferstehung?

Der Weg Jesu, das Kreuz und der Osterglaube

Ostfildern: Matthias Grünewald Verlag, 2021

203 Seiten

22,00 €

ISBN 978-3-7867-3252-5

Auferstehung – was soll das bedeuten? Die Auffassungen gehen weit auseinander: Was nicht wenige für reines Wunschdenken halten, gilt anderen als eine historische Tatsache; während gelegentlich bestritten wird, dass Jesus überhaupt am Kreuz gestorben ist, sehen manche in der Auferstehung ein psychologisch bedeutsames Hoffnungssymbol. Derartig widerstreitende Ansichten haben Hans Kessler veranlasst, sich noch einmal eingehend mit dem Thema zu befassen. Dazu ist er wie kaum ein Zweiter qualifiziert, hat er doch unter dem Titel „Sucht den Lebenden nicht bei den Toten“ 1985 ein Standardwerk über die Auferstehung Jesus Christi veröffentlicht, das in der 1995 ergänzten Neuauflage auf über fünfhundert Seiten angewachsen ist. Nun hat der inzwischen emeritierte Systematische Theologe unter Berücksichtigung neuerer Forschung sich die Aufgabe gestellt, in einem deutlich schmaleren Buch „zweifelnden und fragenden Zeitgenossen“ den Sinn und die Bedeutung der Auferstehung „verständlich und lesbar“ (9) zu erschließen. Dabei stellt er nicht die lehramtliche Dogmatik, sondern das – immer wieder zitierte – biblische Zeugnis in den Mittelpunkt.

Das 1. Kapitel (13-63) fasst konzentriert das historische Wissen über Jesus zusammen. Außerchristliche Quellen bekunden seine Historizität und Hinrichtung, ausführlichere Informationen finden sich in den Evangelien nach Markus, Matthäus und Lukas. Wenige Stichworte müssen hier genügen: Um 4 v.Chr. geboren, lebte Jesus in dem kleinen galiläischen Bergdorf Nazareth zusammen mit seiner Mutter und den Geschwistern, arbeitete wohl als Bauhandwerker und brach ca. 27/28 in die judäische Wüste auf, wo er sich von Johannes taufen ließ. Seine religiöse Schlüsselerfahrung – der Verfasser spricht von einer „Revolution im Gottesverständnis“ (26) –



enthält die Einsicht, dass Gott kein vergeltender, durch Opfer gnädig zu stimmender Richtergott ist, sondern sich vielmehr ohne Vorbedingung jedem Menschen zuwendet. Deshalb verkündete Jesus die gute Nachricht von der bereits angebrochenen und noch nicht vollendeten Herrschaft des barmherzigen Gottes. Und weil er an sich selbst erfuhr, dass von Gott heilende Kraft ausgeht, konnte er auch als ein „charismatischer Heiler“ (31) wirken.

Jesu Gottesverständnis, wonach Gott kein sühnendes Tieropfer im Tempel verlangt, sowie sein Anspruch, an der Stelle Gottes zu handeln, provozierte in Jerusalem den „sadduzäischen Adel“ mit dem Hohepriester Kajaphas, der vor Pilatus eine Verurteilung wegen politischen Aufruhrs erwirkte. Nach Geißelung und Kreuzigung starb Jesus am Vortag des Passahfestes, dem 7. April 30, auf dem Hügel Golgatha und wurde noch am gleichen Tag in einem Felsengrab beigesetzt. – Den gegen die biblischen und außerbiblischen Quellen gewendeten Bestreitungen des Kreuzestodes Jesu widmet der Verfasser klugerweise ein eigenes Kapitel (53-63): Sie beruhen, wie Gnosis oder Koran zeigen, auf dogmatischen Vorentscheidungen oder sind, wie jüngst von Johannes Fried vertreten, abenteuerliche Scheintodtheorien.

Das längste, 3. Kapitel (65-106) untersucht die neutestamentlichen Texte zur Auferstehung Jesu. In den frühesten Osterbekenntnissen heißt es – ohne jede Anschaulichkeit – ganz knapp: „Gott hat Jesus von den Toten erweckt (und zu sich erhöht).“ (75) In dem etwas späteren Bekenntnis 1 Kor 15,3-8 kommt ein – ebenfalls unanschaulich bleibendes – „Erscheinen“ Jesu vor Zeugen hinzu. Von diesen frühen Texten sind die erst zwischen 70 und 100 entstandenen Ostererzählungen zu unterscheiden, die nun das unanschauliche Bekenntnis in Szene setzten oder – mit Eckhard Nordhofen gesprochen – eine auf die jeweilige Gemeindeproblematik bezogene „Lehrperformance“ aufführen.

In der ältesten Grabeserzählung Mk 16,1-8 ist die Botschaft des Jünglings an die Frauen, nicht das Grab selbst entscheidend. Gemäß den späteren Texten Lk 24,1-3 und Joh 20,1-8 war kein Leichnam im Grab Jesu zu entdecken. Ist also, wie Joseph Ratzinger / Benedikt XVI. im zweiten Teil von „Jesus von Nazareth“ (2011) schreibt, „das leere Grab als Teil der Auferstehungsverkündigung ein streng schriftgemäßes Faktum“? Ob das Grab Jesu faktisch leer war, wissen wir laut Kessler nicht. Dass das leere Grab aber nicht zum Kern des christlichen Glaubens gehört, begründet er überzeugend mit je zwei bibelwissenschaftlichen und systematischen Überlegungen: Erstens erwähnen die frühen Osterbekenntnisse – und alle neutestamentlichen Texte außer den Evangelien – kein leeres Grab. Zweitens ist mit Blick auf die frühjüdische Literatur – anders als oft angenommen – eine Auferstehungsverkündigung auch ohne ein leeres Grab plausibel. Wenn drittens Jesus Christus wahrer Mensch war und viertens Gott nicht punktuell in die Gesetze der von ihm in Gang gesetzten Schöpfung eingreift, dann muss der Zerfall des Leichnams Jesu angenommen werden. Wird damit nicht aber die Vorstellung einer leiblichen Auferstehung obsolet? Oder muss leibliche Auferstehung anders verstanden werden?

Die Erscheinungserzählungen der Evangelien nach Mt, Lk und Joh berichten nicht über Geschehnisse im Jahr 30, sondern setzen das frühchristliche, unanschauliche „Erscheinen“ des auferstandenen bzw. erhöhten Jesus in Szene. Die großartige Emmaus-Geschichte (Lk 24,13-35) etwa ist eine Lehrperformance darüber, wie mehr als fünfzig Jahre nach dem Tod Jesu dessen Präsenz erlebt werden kann: im gläubigen Schrift-Gespräch und beim Brechen des Brotes. Zu achten gilt es auf die verwendeten sprachlichen Mittel: So ist in der Emmaus-Erzählung im Moment des Erkennens der zuvor unerkannte Auferstandene schon wieder verschwunden (Lk 24,31) – was keine Enttäuschung auslöst, da er ja verborgen präsent erfahren wird. Bei Joh stehen auf den ersten Blick widersprüchliche Aussagen dicht beieinander: Während der auferstandene Jesus Maria von Magdala jede Berührung verbietet (Joh 20,17), fordert er Thomas zur Berührung auf, ohne dass von einer tatsächlichen Berührung die Rede wäre (Joh 20,27).

Wie kann die frühchristliche – später in Erscheinungserzählungen ausgestaltete – Rede von „Erscheinung“ verstanden werden? In einem Exkurs (94-106) schlägt der Verfasser vor, die „Ostererscheinungen nicht unter dem Niveau von sonstigen starken religiösen (etwa prophetischen oder mystischen) Erfahrungen“ (105) zu verstehen. Es gehe um „das überraschende Wunder einer von Gott gewirkten inneren, den ganzen Menschen erfassenden Erfahrung und evidenten Erkenntnis (Offenbarung): der getötete Jesus ist lebendig gegenwärtig“ (105; 121).

Wie kam es zur Entstehung des Osterglaubens (107-124)? Der Verbrechertod Jesu hatte seine Anhänger in eine schwere Krise gestürzt. Konnten sie diese angesichts ihrer Erfahrungen mit Jesus nach einem Trauerprozess in das Bekenntnis zu seiner Auferstehung überführen? Oder war die Krise so stark, dass die Jünger eines weiteren Impulses bedurften? Für Letzteres spricht nach Kessler die „radikale Kehrtwendung“ (118) des Jakobus, der sich ja von seinem Bruder Jesus distanziert hatte (Mk 3,21.31-35) und erst aufgrund seiner Ostererfahrung (1 Kor 15,7) – als Familienoberhaupt die Mutter und die anderen Brüder mitnehmend – von Nazareth wegzog und der Urgemeinde beitrug, und später des

Paulus, der Jesus gar nicht gekannt und die christliche Gemeinde verfolgt hatte. Die Entstehung des Osterglaubens ist also nach Kesslers Überzeugung „ohne ein neues evidentes Widerfahrnis kaum zu verstehen“ (122), wobei freilich nicht an übernatürliche Eingriffe wie ein leeres Grab oder die Erscheinungen eines reanimierten Jesus zu denken ist.

Der biblische Auferstehungsglaube macht eine fundamentale Annahme: Er setzt Gott voraus. Was das beinhaltet, wird im abschließenden Kapitel (125-170) entfaltet. Einige Andeutungen müssen genügen: Gott ist „größer, als gedacht werden kann“ und schöpferischer Urgrund von allem, was existiert. Als der „Ich-bin-da“ (Ex 3,14) ist der transzendente Gott seiner Schöpfung immanent und kann sich in Jesus von Nazareth als allen Menschen geltende Güte offenbaren (127-141).

Auf diesem Hintergrund bedeutet die Auferstehung Jesu und der Toten „das Aufgenommen-werden der Person in die radikal andere [...] Ewigkeits-Dimension Gottes“ (142), was „ein erweitertes Verständnis der Wirklichkeit“ (143) verlangt. Auferstehung bezeichnet ein reales Geschehen, das sich aber – von seiner Seinsweise her – unserer sinnlichen Erfahrung und empirischen Feststellbarkeit entzieht: „Eine im Grab Jesu aufgestellte Video-Kamera hätte nichts aufgenommen.“ (143)

Wie kann dann noch von einer leiblichen Auferstehung Jesu gesprochen werden, wenn sich sein Leichnam wie der aller anderen Menschen auflöst? Bei seinem Antwortversuch (144-154) bezieht sich Kessler auf philosophische Phänomenologie und auf das Phänomen der Außer-Körper-Erfahrungen, die beide eine Differenzierung zwischen einem materiellen Körper und einer mit der Person gegebenen Leiblichkeit (als „Sich-Spüren und Bezogen-Sein auf andere“, 147) nahelegen. Diese Unterscheidung lässt sich auf die biblische Rede von einem irdischen Leib, der zerfällt, und einem pneumatischen Leib, der mit all seinen lebensgeschichtlichen Bezügen von Gott vollendet wird, beziehen. Überlegungen zu Gericht, Versöhnung und ewigem Leben sowie die Feststellung, dass es ohne Gott keine Gerechtigkeit für die ungezählten Opfer der Geschichte gibt, beschließen den Gedankengang (155-170).

Hans Kessler hat eine knappe, überaus informative, verständlich geschriebene und dicht argumentierende Begründung des Auferstehungsglaubens vorgelegt, die – wie die Überlegungen zu Jakobus – Akzente setzt. Mehrere Exkurse zu den (Heilungs-) Wundern Jesu (32f) oder zur Rede von Liebe (Agape) (38) ergänzen den Text. Eher Kirchenferne dürften überrascht sein, wie viele Fakten die Bibelwissenschaft über das Leben und den Tod Jesu zusammengetragen hat. Predigern und Religionslehrkräften wird der Stand theologischer Forschung offeriert; ihnen stellt sich u.a. die religionspädagogische Aufgabe, die anschaulichen Auferstehungserzählungen nicht als historische Berichte, sondern in ihrer sprachlichen Eigenart und ihrem theologischen Gehalt zu erschließen – wobei es die christliche Bildgeschichte, die ja maßgeblich deren Rezeption (mit-)bestimmt (und mitunter fehlgeleitet) hat, einzubeziehen gilt. Viele Textpassagen können den Religionsunterricht der Oberstufe vornehmlich bei der Erarbeitung der Themenfelder Jesus Christus oder Gott bereichern. Studierende der Theologie bekommen eine prägnante Hinführung an die Hand, die zusammen mit dem Literaturverzeichnis (171-174) und den 270 weiterführenden Anmerkungen (175-201) reichlich Anregungen für eine vertiefende Lektüre gibt.

Bleibt das Resümee: „Auferstehung?“ ist ein Buch für alle, die bereit sind, sich der Anstrengung des Mitdenkens auszusetzen, und dafür mit vielen Einsichten belohnt werden.

Thomas Menges

Hans-Joachim Höhn

Experimente mit Gott
Ein theologischer Crashkurs

Würzburg: Echter Verlag, 2021

166 Seiten m. s-w Abb.

14,90 €

978-3-429-05603-2

Die gängigen Methoden theologischen Denkens führen bei den Studierenden zu Langeweile und Lustlosigkeit. Deshalb will der Autor sich den zentralen Themen des christlichen Glaubens auf einem anderen, dem experimentellen Weg unter dem Motto „Versuch’s doch mal!“ nähern. Ihm liegt daran, nicht nur die Vernunft, sondern auch die Anschauung und die Kreativität einzubeziehen, um für die Sache zu begeistern.

Das 1. Kapitel lädt zum Experimentieren ein. Gegen die dogmatische Sperrformel „Mit dem Glauben experimentiert man nicht“ steht die Tatsache, dass Jesus sich auf Versuche und Experimente einlässt. Gleichnisse mit ihren ungewöhnlichen Szenen zielen auf die Vorstellungsmöglichkeiten seiner Zeitgenossen und leiten ein Umdenken ein. Dieses Vorbild greift die von Höhn skizzierte experimentelle Theologie auf.

Den theologischen Gedankenexperimenten stellt der Autor im 2. Kapitel „Was wäre, wenn?“ eine kurze Typologie experimentellen Denkens voran. Er unterscheidet zwischen explorativen, explanativen, falsifikativen und performativen Gedankenexperimenten. Der kurzen Kennzeichnung ihrer Eigenart folgt jeweils ein veranschaulichendes Beispiel.

Das 3. Kapitel „Nehmen wir einmal an. Theologie in Experimenten“ bildet das Herzstück des Buchs. Hier wendet Höhn seinen Ansatz auf grundlegende Inhalte des christlichen Glaubens an: die Frage nach Gott, nach seiner Beziehung zur Welt und zum Menschen und der Religionen zueinander. Da die experimentelle Theologie gewohnte Denkmuster in Frage stellt und sehr komprimiert, als Crashkurs, konzipiert ist, stachelt sie kritisches Nachfragen an, weiß aber auch um ihren Optimierungsbedarf.



Die theologischen Gedankenexperimente beginnen mit der Frage: Wer ist das eigentlich – Gott? Mit Bezug auf die berühmte Gärtnerparabel zeigt sich: Der Gottesgedanke kommt ins Spiel durch die Begegnung mit einem das Staunen erregenden Phänomen. Dieses provoziert eine Deutung, die übliche Deutungsangebote nicht erfüllen können. Die Unverfügbarkeit Gottes, seine Unabhängigkeit von Zweck-Mittel-Überlegungen wird an zwei Denksportaufgaben illustriert. Gott ist bei einer vernunftgemäßen Lösung in der Praxis als das fehlende Passende gekennzeichnet. Die Veranschaulichung mit Hilfe einer Partitur ermöglicht eine Annäherung an Anselm von Canterburys Gottesrede. Das Prinzip Stimme und Gegenstimme lässt den unverfügbaren Gott Gott sein, wahrt seine absolute Transzendenz, so dass sich der Mensch von Gott für die innerweltliche Lebenspraxis nichts versprechen kann. Dabei bleibt jedoch unbeachtet, dass Welt und Mensch in Gott leben, von ihm umfassen sind. Um den Aspekt von Gottes Präsenz in der Welt geht es in dem Gedankenexperiment „Überall und zugleich nirgendwo“. Die Beziehung zwischen Gott und Mensch kann mit den Metaphern „Fluchtpunkt“ und „Horizont“ veranschaulicht werden: Gott ist da und entzieht sich

zugleich, bleibt unnahbar. Der Mensch wird auf eine Reise geschickt. Er hofft, dass ihm unterwegs Gottes Nähe offenbar wird, auf den er zugeht, ihn in der Ferne vermutend.

Die Möglichkeiten und Grenzen der Selbstoffenbarung Gottes zum Menschen kommen im nächsten Gedankenexperiment bei der Beschäftigung mit dem von Kierkegaard überlieferten Märchen vom König und dem armen Mädchen in den Blick. Es fragt sich aber, ob Kierkegaards Lösungsangebot der Selbsterniedrigung Gottes nicht den Unterschied zwischen Gott und Mensch einebnen. Man berücksichtigt nämlich die Tatsache, dass die Selbstvergegenwärtigung Gottes, die Offenbarung, nicht selbstverständlich ist, nur dann, wenn man anthropomorphe Gottesbilder, z. B. das des reichen Königs, aufgibt. Die Selbstoffenbarung Gottes meint nicht, dass jemand oder etwas offenbart wird. Die relationale Kategorie muss demgegenüber betont werden: Gottes Weltverhältnis geschieht in Entsprechungsverhältnissen der Menschen zueinander. Gottes Menschenfreundlichkeit erscheint in der Proexistenz Jesu. Hier übersetzt sich Gottes Offenbarung, seine Selbstvergegenwärtigung, in den Daseinsverhältnissen des Menschen. Sie zeigt und bewahrheitet sich als absolute Zuwendung, gegen die der Tod nicht ankommt. Durch ein solches Verständnis von Offenbarung werden die Transzendenz Gottes und die Geschöpflichkeit des Menschen nicht aufgehoben.

In Anlehnung an die Ringparabel geht es im letzten Gedankenexperiment „Lessing 2.0. Wahrheit im Plural?“ um das Verhältnis der Religionen zueinander. Diese sind auf dem Weg zum Heil gemeinsam unterwegs, womit ihr Wahrheitsanspruch relativiert wird. Dieser muss sich im Handeln bewahrheiten und bewähren. In einer solchen Spiritualität wird das Verhältnis zum Mitmenschen zum Prüfstein für die Beziehung zu Gott. So kommt in den Blick, was Gott von den Menschen will, eine Praxis der Barmherzigkeit. Diese Antwort geben die drei monotheistischen Weltreligionen. Ein guter Schluss für die Experimente mit Gott oder zu schön, um wahr zu sein?

Höhns experimenteller Crashkurs auf hohem theologischem Niveau fördert und fordert konzentriertes, geduldiges Mitdenken und Mitmachen. Seine Veranschaulichungen sprechen Freunde von Denksportaufgaben, mathematisch versierte Zeitgenossen und Liebhaber parabolischer Geschichten an. Der Autor ist sich der Anforderungen seiner Gedankenexperimente bewusst, wenn er mit Papst Franziskus eine zeit- und sachgemäße Theologie als kulturelles Laboratorium bezeichnet. Ein solches Laborieren geht oft mühsam. Dazu werden nach Höhn die Gaben des Heiligen Geistes gebraucht: Mut, Stärke, Ausdauer, Weisheit (vgl. 1 Kor. 12,8-10). Unter diesen Voraussetzungen hilft zudem das motivierende Selbstgespräch: „Ich versuch’s einfach mal!“

Heribert Körlings

Hans Schwarz

Luther für Nichtlutheraner

Paderborn: Brill – Ferdinand Schöningh Verlag, 2021

179 Seiten

24,90 €

ISBN 978-3-506-76054-8

„Luther für Nichtlutheraner“ – wer sollte sich hier ausgeschlossen fühlen? Auch ein den zentralen Erkenntnissen des Reformators verbundener Christ würde für sich die Bezeichnung „Lutheraner“ eher meiden. Die Unterschiede zwischen Reformierten und Lutheranern werden hierzulande von den meisten evangelischen Christen weithin, wenn überhaupt, nur noch als historisch wahrgenommen. Das Buch von Hans Schwarz reiht sich in die Schar von Lutherdarstellungen ein, die den Reformator und sein Denken größeren Leserkreisen zugänglich machen möchte, und dürfte für jeden, der seine schemenhaften Kenntnisse von Luther erweitern möchte, gewinnbringend sein. Es ist eingängig geschrieben und blendet hin und wieder aktuelle Bezüge ein. Schwarz versteht es, wichtige theologische Einsichten des Reformators auf verständliche Weise dem Leser nahezubringen. Auch die Verschränkung von Episoden aus dem Leben Luthers mit dessen theologischen Grundsätzen ist gelungen. Die Themenauswahl zu Luther erstaunt etwas. Unter den fünfzehn Punkten finden sich die Überschriften „Wider den Raubkapitalismus“, „Der christliche Glaube ist nicht wissenschaftsfeindlich“, „Astrologie gibt uns keinen Blick in die Zukunft“ oder „Wider den Patriarchalismus“. Die Themen widmen sich Einstellungen des Reformators, die eher im Schatten seiner vielfachen Würdigungen stehen. Der mit Luther vertraute Leser wird hier gelegentlich „neue“ interessante Lutherzitate entdecken.



Problematische Aspekte des Reformators wie seine spätere Judenfeindschaft hat der Autor bewusst an den Rand gedrängt und werden nur gelegentlich erwähnt. Der Hauptakzent des Buches liegt auf Luthers „Verdiensten um den christlichen Glauben und um die Gesellschaft“ (IX). Der Rezensent hat dafür einerseits Verständnis, weil Luthers zutiefst verwerflicher Judenhass oder seine übermäßig harten Worte gegen die Bauern oft aus dem Kontext ihrer Zeit gerissen werden und die anderen Aspekte seines Wirkens in den Darstellungen überlagern. Andererseits gehören Luthers Schwächen, Fehler und Sünden, seine in mancher Hinsicht ambivalente Wirkung auf die Nachwelt zu einem sachgemäßen Bild seiner Persönlichkeit. Luthers Glaubensbotschaft wird davon in ihrem Kern nicht berührt. Dass Menschen ihren Glauben an seiner Person festmachen, hat der Reformator nie gewollt und stattdessen die Bibel und ihre Botschaft in den Mittelpunkt gestellt.

Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) (Hg.)
**Sünde, Schuld und Vergebung aus Sicht der
evangelischen Anthropologie**

Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt. 2020

131 Seiten

8,00 €

ISBN 978-3-374-06743-5

Der Autor möchte mit seinem „Luther für Nicht-lutheraner“ vor allem die katholischen Geschwister ansprechen. Doch bleibt das Buch in seinen ökumenischen Perspektiven oberflächlich. Die Würdigung Luthers „Er war kein Theologe von der Bedeutung eines Thomas von Aquin. Er war vielmehr ein Christ, der in der Tradition von Paulus und Augustin stand, und in dieser Tradition die Hinwendung Gottes, des Schöpfers des ganzen Universums, an uns Menschen neu zum Leuchten brachte“ (177) ist eher missglückt. An Bedeutung steht der Theologe Luther dem Aquinaten sicher nicht nach, während Schwarz' Charakterisierung des Christen Luther auch auf Thomas zutrifft. Wer sich genauer für Luther in katholischer Hinsicht interessiert, wird zu Otto Hermann Peschs großer, aber gut lesbarer Katholischen Dogmatik in ökumenischer Perspektive greifen müssen. Hier finden sich immer wieder lehrreiche Ausführungen zu Luther, die sein Verhältnis zur katholischen Theologie ausloten. Dennoch ist das hier besprochene schmale Buch eine willkommene Ergänzung auf dem Lutherbuch-Markt, weil es an zentrale theologische Erkenntnisse Luthers erinnert, die in den zurückliegenden Jubiläumsfeierlichkeiten bisweilen hinter fragwürdigen Aktualisierungen wie Historisierungen Luthers und seiner Theologie verschwanden.

Jürgen Boomgaarden

Das Sündersein jedes Menschen ist wohl die anstößigste Botschaft des Christentums. Gottes Liebe wird gerne verkündigt und gehört, aber selbst als Sünder dastehen zu sollen, erscheint in unserer modernen Gesellschaft wie ein archaisches Ansinnen, das alte Opfervorstellungen und Bußriten hervorruft. Dagegen hält man es besser mit dem realistischen gegenseitigen Zugeständnis, dass jeder neben seinen Stärken auch Fehler und Schwächen habe. Diese entspannte Ansicht verflüchtigt sich aber bekanntermaßen schnell, wenn man die Fehler der anderen genauer in den Blick nimmt. Da heißt es, den Finger in die Wunde zu legen, vor der der andere die Augen verschließen will. Überhaupt hat unsere Mediengesellschaft das Richteramt auf ungeahnte Weise demokratisiert und jeder ist befugt und fühlt sich befähigt, über alles und jeden auch ohne genauere Kenntnis zu richten – und ihm das Urteil mit einem Wisch oder Tastendruck zuzustellen. Barmherzigkeit oder ein Zuspruch von Vergebung werden sich dagegen selten finden.

Das angezeigte Buch des Rates der EKD weist zu Recht auf das schon Anfang der achtziger Jahre geäußerte Wort des Philosophen Odo Marquard von der „Übertribunalisierung der menschlichen Lebenswirklichkeit“ hin, die sicher in Wechselwirkung zu der verflüchtigten oder verharmlosten Rede von der Sünde steht (31). Sünde, Schuld und Vergebung werden in ihrer Bedeutung von den Mitgliedern der Kammer für Theologie der EKD ausgehend von der evangelischen Tradition für die gegenwärtige Situation ausgelegt. Das gelingt in insgesamt überzeugender Weise. Einerseits wird unter „Biblische Konstellationen“ an wichtige Texte von Genesis 1 bis Römer 7 erinnert, andererseits nimmt der Grundlagentext bei der Beschreibung von „Orten der Erfahrung von Schuld und Vergebung“ mit den Themen



von sexualisierter Gewalt, Erinnerungskultur und Verantwortung der Medien aktuelle Brennpunkte in den Blick. Dabei bleibt die Kirche als Täter und Schuldige nicht ausgespart.

Die Annäherung an das Thema ist geglückt, besonders wenn die Rede von Sünde, Schuld und Vergebung im Gottesdienst verankert und auf das Abendmahl hingewiesen wird. Das Kapitel über den sich verfehlenden Menschen vermag viele wichtige Aspekte der Sündenlehre aufzunehmen, auch wenn die Darlegung der menschlichen Freiheit in ihrer Ambivalenz etwas unklar bleibt. Die Überschrift „Sünde als Angst in der Freiheit“ wirft die schwierige Frage auf, ob Angst Sünde ist. Der im Hintergrund stehende Rekurs auf Paul Tillich und Søren Kierkegaard trägt die Probleme ihrer Konzeptionen bzw. deren Interpretationen in den Text hinein.

Vielleicht hätte man im Ganzen noch stärker die Ausweglosigkeit von Sünde und den Zusammenhang von Sünde und Tod betonen können. Dass Hochmut, Gier, sexualisierte Gewalt etc. zu verurteilen sind, wird Zustimmung von Christen und Nichtchristen finden. Aber dass nur in Tod und Auferstehung Christi und nicht in den zweifellos unverzichtbaren gesellschaftlichen und individuellen Mitteln wie Rechtsprechung, Erziehung, Therapie oder Mitmenschlichkeit das wahre Heil für den schuldig werdenden Menschen liegt, ist die christliche Zustimmung.

Dass das christliche Heilsereignis in diesem Text nicht weiter entfaltet wird, liegt daran, dass er sich als Fortsetzung des 2018 erschienenen Grundlagen-textes „Für uns gestorben. Die Bedeutung des Todes Jesu“ versteht. Doch wäre eine noch stärkere explizite Verklammerung beider Texte meines Ermessens sinnvoll gewesen, selbst wenn man Wiederholungen hätte in Kauf nehmen müssen. Nur im Lichte der Heilstat Christi sind die Sünde und ihre göttliche Vergebung in ihrer Tiefe zu ermessen.

Doch kann kein Zweifel daran bestehen, dass diese Auffassung den Text bestimmt hat und an verschiedenen Stellen betont wird. So ist das Büchlein eine gute Orientierung für jemanden, der gerne wissen will, was man aus evangelischer und überhaupt christlicher Sicht unter Sünde, Schuld und Vergebung versteht. Es eignet sich auch für „Menschen außerhalb der Kirche, die bereit sind, einen Blick in die unaufgeräumten Ecken menschlichen Lebens zu werfen“ (8). Wer zu dem Thema etwas Handliches zum Nachdenken sucht, ohne sich in größere dogmatische Zusammenhänge einarbeiten zu wollen, dem ist dieses Bändchen zu empfehlen. Der Text steht auch online kostenlos zur Verfügung (https://www.ekd.de/ekd_de/ds_doc/suende_schuld_EVA_2020.pdf; Zugriff am 11.03.2021).

Jürgen Boomgaarden

✕ ANDERE WELTANSCHAUUNGEN



Muna Tatari / Klaus von Stosch
Prophetin – Jungfrau – Mutter
Maria im Koran

Freiburg: Herder Verlag, 2021

432 Seiten

32,00 €

ISBN 978-3-451-38964-1

Was haben die Marienverehrung der katholischen Kirche und das Marienbild des Korans gemeinsam? Kann Maria, die einzige Frau im Koran, die namentlich genannt wird, für den interreligiösen Dialog eine Mittlerin, eine „Brückenfigur“ sein?

Dass Maria, die Mutter Jesu, für Christen und Muslime ein theologisch fruchtbares Gesprächsthema ist, veranschaulicht der vorliegende Band auf höchstem Niveau. Die namhafte Paderborner Forschergruppe Klaus von Stosch, Professor für Katholische Theologie und Vorsitzender des Zentrums für Komparative Theologie und Kulturwissenschaften, und Muna Tatari, Juniorprofessorin für Islamische Systematische Theologie und Mitglied des Deutschen Ethikrates, betrachten die „Mutter der Glaubenden“ nicht aus unterschiedlichen Perspektiven, vom Resümee am Ende des Buches einmal abgesehen, sondern gemeinsam – auch da, wo sie auf exegetischer, historischer und systematischer Ebene um „die Wahrheit“ ringen. Das bedeutet, dass sie die jeweiligen koranischen Verse über Maria einer surenholistischen Lektüre unterziehen, den ausgelegten Korantext diachron anordnen und historisch kontextualisieren. Damit schließt sich der Band sowohl methodisch als auch optisch an das von Mouhanad Khorchide und Klaus von Stosch verantwortete Buch „Der andere Prophet. Jesus im Koran“ (2018) an und darf als weiteres wissenschaftlich fundiertes Grundlagenwerk der Komparativen Theologie gewürdigt werden.



Der Band gliedert sich in vier große Kapitel. Nach der Darstellung des Marienglaubens in der christlichen Tradition (15-135), wo der Marienglaube biblisch, patristisch und dogmengeschichtlich skizziert wird, widmet sich das zweite Kapitel, der umfangreichste Teil der Arbeit, der Koranexegeese (136-282). Hier werden die Sure Maryam (Q 19), Al 'Imrān (Q 3) und al-Mā'ida (Q 5) in ihrem intertextuellen Zusammenhang der Spätantike gelesen. Spannend und außerordentlich aufschlussreich ist die vorgelegte Diskursanalyse mit den Predigten der syrischen Kirchenväter. Zwischenfazits erleichtern die Lektüre: „Der Koran entallegorisiert also nicht die Bilder der christlichen Tradition, sondern deutet sie inklusiv und will uns helfen, selbst in die marianische Haltung hineinzufinden. Der Tempel steht eben nicht mehr nur in Jerusalem und das Tuch hängt nicht nur im Tempel, sondern ist jedem Menschen zugänglich“ (164f). Einige wenige Abschnitte schließen mit einer Ergebnissicherung, wo sich die dialogische Dimension der Untersuchung, die man

Felix Körner
Politische Religion
Theologie der Weltgestaltung –
Christentum und Islam

Freiburg: Herder Verlag. 2020

336 Seiten

30,00 €

ISBN 978-3-451-38646-6

in der Gesamtkonzeption hätte stärker fokussieren können, zumindest andeutet: „Im Verhältnis zur jüdischen Tradition erscheint Maria als Klammerfigur, die die drei monotheistischen Religionen miteinander verknüpft. An zahlreichen Stellen wird deutlich, dass sie die drei Religionen nicht gegeneinander ausspielen will, sondern in ihrer Weise miteinander verbindet.“ (205) Der dritte Teil betrachtet Maria in der Perspektive islamischer systematischer Theologie und fragt, welche Rolle der Figur Mariens in der islamischen Glaubenslehre heute zukommt und zukommen sollte (283-358). Fünf Impulse führen dies aus: Maria als Prophetin, Maria als Ort der Gottesbegegnung, Maria als emanzipatorische Gestalt, Maria als role model und Maria als Brückenbauerin. Das vierte Kapitel zieht aus christlicher und islamischer Perspektive gesondert Bilanz, wägt Chance und Grenzen ab und strukturiert die Ergebnisse nach den Lernformen der Komparativen Theologie: Intensivierung, Freilegung, Neuinterpretation, Aneignung, Richtigstellung und Reaffirmation (359-394). Ein ausführliches Literaturverzeichnis sowie ein hilfreiches Personen- und Sachregister beschließen den Band.

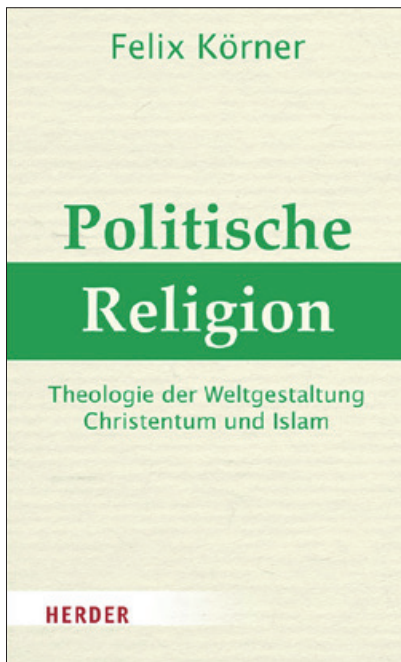
Mit „Maria im Koran“ haben die beiden Autoren ein Studienbuch vorgelegt, das durch große Klarheit der Sprache besticht. Die Figur Mariens in ihrer Bedeutung als „Prophetin, Jungfrau und Mutter“ interreligiös durchzubuchstabieren, ohne Gesprächshindernisse auszublenden, erweist sich als bereicherndes Unternehmen im Dialog der Religionen.

Sr. Raphaela Brüggenthies OSB

Felix Körner hat in den letzten Jahren zahlreiche Beiträge zu Sammelbänden und eine Reihe von Monographien vorgelegt. Sie alle gehören zum weiten Themenbereich Kirche bzw. katholisches theologisches Denken im Angesicht des Islams. Nach und nach entsteht ein bedeutendes Opus origineller und ganz eigener Prägung. Es stellt sich umfassend den Fragen, die sich dem katholischen theologischen Denken im Kontext der kulturellen und religiösen Pluralität der gegenwärtigen Welt stellen und will vor allem auch von den Zeugnissen der Muslime lernen.

Der vorliegende Band stellt Körners neuestes Werk dar. Es behandelt ein Kernthema politischen und theologischen Denkens historisch weitausgreifend, tiefeschürfend, in prägnanter, treffsicherer Sprache. In sechs Anläufen beschreibt er, wie Religionen als Formen einer bestimmten Weltgestaltung wirksam wurden und weiterhin wirken können: Kultur, Identitätsstiftung, Herrschaftslegitimierung, Machtrelativierung, Ohnmachtspräsenz und Gesellschaftsinspiration benennen die sechs ersten Kapitel.

Das siebte und letzte Kapitel sucht dann nach einer Formel, die offen genug ist, um die ganze Breite von sinnvollerweise als religiös zu bezeichnenden Beziehungen zu benennen, und die zugleich einen Maßstab enthält, mit dem sich Pseudoreligion entlarven lässt. Religion, so der Autor, ist Anerkennung des anderen. Der Religionsbegriff von der Anerkennung des anderen kann wesentlich zum besseren Verständnis der religiösen Weltgestaltungsdynamiken beitragen. Religion kann eine nichtgewählte Kultur sein oder aber der Versuch einer neuen Identitätsstiftung. Die beiden gehören zusammen, weil in ihnen zwei Anerkennungsverhältnisse zur Geltung kommen, die Anerkennung einer weiterbestehen-



den Überlieferung und die Anerkennung, dass sich die Verhältnisse ändern können, ja müssen. Wo sich Religion als radikale Neustiftung gebärdet, wird sie etwas Menschengemachtes und ist damit nicht mehr im strengen Sinn Religion. Religionen können Gewalt und jegliche menschliche Herrschaft legitimieren – oder aber relativieren. Diese zwei Formen sind beide ausdrücklich auf Menschenmacht bezogen. Wo Religion menschliche Macht in ihre Grenzen weist, darf sie nun aber nicht zur Verhinderung jeglicher irdischen Ordnung missbraucht werden. Denn die Anerkennung der Gemeinschaftsordnung ist selbst Teil des religiösen Anerkennungsverhältnisses in seiner Breite.

Die in Kapitel fünf und sechs verhandelten Wirkungsformen von Religion: Religion als Vergegenwärtigung von menschlicher Schwäche und als Inspiration lässt die in genuiner Religion wirksamen Anerkennungsverhältnisse wirksam werden: Gott erkennt den Menschen an, der Mensch erkennt Gott an, der Mensch erkennt das gemeinsame Haus, die Schöpfung an; der Mensch erkennt seine Mitmenschen an, er erkennt sich selbst an; er erkennt Un-erwünschtes an sowie zugleich auch Änderungs-notwendigkeiten und -möglichkeiten; er erkennt

eine Überlieferung an, in der den Gläubigen ein Zuspruch, eine Verheißung, eine Zugangseröffnung aus der Geschichte zukommt; der Mensch erkennt ferner die Notwendigkeit einer Gemeinschaftsordnung an, in dem er jenen Freiraum achtet, in dem sich auch diejenigen Menschen entfalten können, die meine unmittelbare Zuwendung nicht empfangen können oder wollen.

Last but not least spielt in genuiner Religion die Anerkennung anderer Sicht- und Lebensweisen eine wesentliche Rolle. Hier führt Körner, wie so oft in diesem Werk passend, eine koranische und ein biblische Aussage zur Illustration an: „Und streitet mit den Leuten der Schrift nie anders als auf eine möglichst gute Art“ (Sure 29:46a) und den Ausspruch Jesu bei Matthäus (13,30), der mit den Worten endet: „Lasst beides wachsen bis zur Ernte!“ Mit Recht weist er dann auf den theologisch noch bedeutenderen Gedankengang hin, dass, wenn alles Geschehen zur Heilsgeschichte des einen, barmherzigen Gottes gehört, die Begegnung zwischen Andersgläubigen für beide „Reinigung und Bereicherung“ werden kann. Auch die Überzeugung, dass die Wahrheit religiöser Auffassungen mittels der Vernunft vertreten werden kann und soll, vollzieht eine Anerkennung des Anderen, nämlich der Wahrheit, die sich nicht herstellen lässt, ja, die sich ihren bisherigen Auffassungen entgegenstellen kann.

Felix Körner leistet in diesem Werk einen überzeugenden Beitrag zur Erhellung seiner plausiblen Grundthese: Religion ist die Anerkennung des anderen, auch des anderen Glaubens, des Andersgläubigen, der Menschen, die nun einmal anders sind als „wir“.

Christian W. Troll SJ

Ahmad Milad Karimi

Licht über Licht

Dekonstruktion des religiösen Denkens im Islam
Falsafa. Horizonte islamischer Religionsphilosophie
Bd. 1

Freiburg/München: Karl Alber Verlag

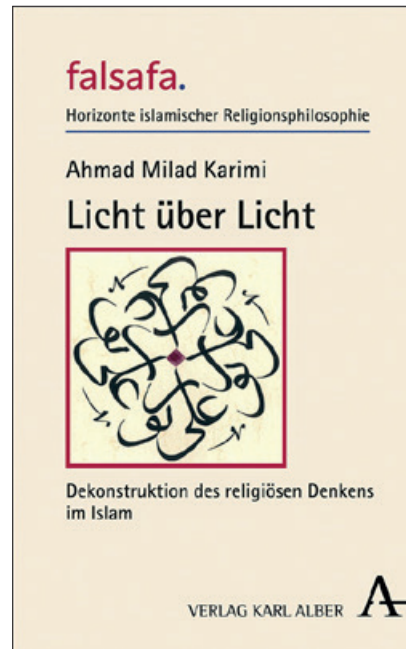
952 Seiten

49,00 €

ISBN 978-3-495-49100-3

Immanuel Kant hat in seiner letzten Schrift „Der Streit der Fakultäten“ sehr ironisch zum Verhältnis von Theologie und Philosophie bemerkt, dass die Theologie in ihrer Tradition die Philosophie zur Magd erklärt hätte, wobei aber die Frage besteht, ob sie der Theologie die Schleppe nach- oder die Fackel voranträgt. Für den Königsberger Philosophen war ganz klar die Philosophie die leitende Wissenschaft, wobei sich die Religion in den Grenzen der Vernunft zu bewegen hatte.

Der islamische Theologe und Professor für Kalam, Islamische Philosophie und Mystik der Universität Münster, Milad Karimi, will nun in seinem neuen Buch „Licht über Licht“ das Verhältnis von Religion und Philosophie im islamischen Kontext für die Gegenwart bestimmen. Dabei geht er von der These aus, dass der Islam als Religion fundamental auf die Philosophie bezogen ist (45). Milad Karimi bestimmt im einleitenden und propädeutischen Teil seiner Studie den Islam als Religion des Verstandes (143), wobei sich die „Philosophie ... als innere Notwendigkeit der Religion des Islams (zeigt).“ Dabei hat die Philosophie die Aufgabe, durch den Rekurs auf die Religion ihre ureigenste Aufgabe zu verwirklichen, nämlich ein „Leben in der Erkenntnis“ (46) zu führen, durchaus im Sinne einer Lebenskunst. Umgekehrt rekurriert die Religion (Islam) auf die Philosophie, um sich als „Verstandesreligion“ (46) zu etablieren. Die islamische Religionsphilosophie verbindet beide Ansätze miteinander; dabei – so das Programm – „soll ... nicht die Religion in der Philosophie oder die Philosophie in der Religion aufgehoben werden, sondern auf deren ineinander gehende, komplementäre und bleibende Bezogenheit aufeinander verwiesen werden.“ (148) Von daher



muss sich der Islam immer mit den philosophischen Traditionen der jeweiligen Zeit und Kultur auseinandersetzen, in der er sich befindet. Der Islam im europäischen Kontext hat deshalb auch die Aufgabe, philosophische Ansätze aus diesem Umfeld aufzugreifen und zu reflektieren. Milad Karimi lehnt es dezidiert ab, sie als unislamisch zu qualifizieren, wie es vor allem im salafistischen Diskurs geschieht (423). Denn die Geschichte der islamischen Philosophie und Theologie zeigt, dass deren Gesprächspartner vor allem die antiken griechischen Philosophen waren.

Milad Karimi erarbeitet im zweiten großen Teil seines Buches in einem historischen Überblick Figuren und Modelle des religiösen Denkens im Islam, der mit Muhammad al-Ghazali (1055/1056-1111) beginnt und mit Muhammad Iqbal (1877-1938) endet. Dabei zeigt sich, dass es zwar in der islamischen Geistesgeschichte verschiedene Ansätze gab, das Verhältnis von Religion und Philosophie zu denken; sie verbindet aber alle die Überzeugung, nicht absolute Wahrheiten zu transportieren, sondern sich als „Übergang“ (21) zu verstehen, der jederzeit destruiert und dekonstruiert werden kann.

Diesen Gedankengang führt Milad Karimi im dritten und letzten Teil weiter und erarbeitet im Rekurs vor allem auf Derrida, Kant, Schelling, Hegel, Heidegger und Scheler ein Verständnis von Religionsphilosophie im Islam für die Gegenwart. Gegen eine Festlegung in starren Dogmen und Traditionen sowie einen funktionalistischen Missbrauch durch salafistische Diskurse betont er, dass im Islam als dekonstruktivistischer Religion Widersprüche, Polaritäten und Nicht-Festlegbares zusammengedacht werden können. Ambiguitäten, kontinuierliche Übergänge und Entgegensetzungen bilden quasi die Natur dieser Religion.

Milad Karimi hat in seinem Werk „Licht über Licht“ eine sehr laborierte islamische Religionsphilosophie für die Gegenwart erarbeitet. Für die Leserinnen und Leser ist es oft eine Herausforderung, den Gedanken zu folgen, die sehr detailliert entfaltet werden. Die Mühe lohnt sich aber, denn der Autor zeigt Denkhorizonte auf, die sich den etablierten Schemata hinsichtlich der Bewertung und Beurteilung des Islams entziehen. Weiterhin wurde mit dem Buch ein innovativer Entwurf vorgelegt, der eine islamische Religionsphilosophie im europäischen Kontext verortet.

Für den zukünftigen christlich-islamischen Dialog in Deutschland hat das Werk hohe Maßstäbe gesetzt. Man darf gespannt sein, wie die systematischen Theologien katholischer und evangelischer Provenienz darauf reagieren werden, zumal Milad Karimis Thesen zur Gottes-, Schöpfungs- und Offenbarungsfrage für die christliche Theologie durchaus provokativ sind und einer Antwort bedürfen.

Von der Gestaltung her hat das Buch einen großzügigen Anmerkungsapparat, ein Register der Koranreferenzen und der zitierten Personen. Eine ausführliche Bibliographie gibt einen sehr guten Überblick der benutzten Literatur. Was bei den Fußnoten manchmal irritiert, ist die Tatsache, dass sie bezüglich der Übersetzungen nicht einheitlich sind. So werden englische Texte zum Teil übersetzt, zum Teil aber nicht. Ebenso finden sich Texte in arabischer und griechischer Sprache und Schrift, an die oft eine deutsche Übersetzung angeschlossen wird, aber manchmal auch nicht. Von daher wäre es für eine zweite Auflage hilfreich, hier eine Einheitlichkeit herzustellen.

Detlef Schneider-Stengel

Ralph Ghadban
Allahs mutige Kritiker
Die unterdrückte Wahrheit über den Islam

Freiburg: Herder Verlag, 2021
319 Seiten
22,00 €
ISBN 978-3-451-38591-9

In einem Satz: Es ist ein lohnendes Unterfangen, dieses Buch ab Seite 128 zu lesen – den Teil davor vergessen Sie besser! Dort stellt der Autor seinem Anliegen ohne Not selber ein Bein.

Doch fangen wir mit dem Guten an: Seine Stärken entwickelt Ghadban (ab Seite 128) in einer kompetenten Darstellung der großen innerislamischen Vielfalt zur Sicht auf die eigene Religion, wie sie in den meist urbanen Milieus gebildeter Muslime in vielen islamisch geprägten Ländern seit den Reformbestrebungen des 19. Jahrhunderts gelebt wurde – und bis in die aktuelle Zeit hinein gelebt wird. Hier wird die bunte Diversität der Meinungen zwischen konservativen Theologen, Reformtheologen, Main-Stream-Muslimen, „Koranisten“ (welche die orthodoxe Tradition der Sunna kritisch sehen oder ablehnen), Muslim-Brüdern, Salafisten, bis hin zu säkularen Denkern deutlich und überzeugend dargestellt. Diese bunte Szene ist fachintern natürlich bekannt und wissenschaftlich ausgewertet (für den Anteil der türkischsprachigen Islamtheologie z.B. durch die Arbeiten von Felix Körner), aber außerhalb akademischer Kreise findet dies bisher wenig Resonanz. Hier ist die allgemein verständliche Darstellung von Ghadban auch für Nichtfachleute eindeutig ein Gewinn. Reizvoll und neu ist in diesem Kontext, dass er die historische Darstellung der Zeit zwischen ca. 1860 und 2010 um eine lange Dokumentation (100 Seiten) von arabischsprachigen Foren im Internet ergänzt. Dieser Teil deckt die neueste Zeit seit der arabischen Revolution im Jahre 2011 ab und präsentiert nicht nur gelehrte Theologen, sondern auch allgemein gebildete Musliminnen und Muslime, die sich kritische Fragen zur überlieferten Sicht ihrer Religion auf die koranische Offenbarung, auf die Person des Propheten Muhammad, auf die orthodoxe Sunna, auf Menschenrechte, Religionsdi-



alog, Geschlechtergerechtigkeit, Apostasie, Politik & Religion etc. stellen – und diese Fragen mit sehr unterschiedlicher Fachkompetenz untereinander diskutieren. Hilfreich ist dafür auch die Auflistung und kurze Einordnung der zitierten YouTube-Autoren (314-317). Diese Übersetzungen aus dem arabischsprachigen Teil des Internets geben einen hochinteressanten Einblick in das Panoptikum unterschiedlichster kritischer Leben- und Glaubenssichten heutiger Muslime, die uns für unseren eigenen, sog. „westlichen“ Umgang mit Religion und Kultur immer wieder recht vertraut erscheinen. Es ist vielleicht die wichtigste Botschaft dieses Buches, im Sinne eines Faktenchecks zu dokumentieren, dass es diesen – für uns als „normal“ geltenden – Umgang mit Religion und Tradition in den gebildeten muslimischen Milieus islamisch geprägter Länder durchaus gibt. Wichtig ist dies auch deswegen, weil in Deutschland und Europa aus der politischen Ecke autoritärer Nationalradikaler immer wieder das Mantra gebetet wird, so etwas würde und könne es im angeblich „archaischen vormodernen Islam“ nicht geben.

Die hier von Muslimen geäußerten Positionen sind m.E. allerdings weniger eine „neue Religionskritik“ – so die Überschrift dieses Buchteils –, sondern prägten bereits die Diskussionen gebildeter Kreise, die ich selber in den 1980er Jahren während meines Studiums in Damaskus und späterhin während meiner Zeit in Kairo (1997-2014) kennengelernt habe. Nur dass unsere Diskussionen sich damals auf intellektuelle Zirkel und auf ihre mediale Verbreitung in wenigen Zeitungen, Radio- und Fernsehsendungen beschränkten, soweit dies in den einzelnen Staaten und zu bestimmten Zeiten kulturpolitisch opportun und möglich war. Hier hat das Internet, speziell seit der „Arabellion“, eine weitaus größere Öffentlichkeit ermöglicht, in der eine konsequent entschränkte Fortführung und Weiterentwicklung der damaligen Diskussionen möglich ist.

Ghadban hätte allerdings an dieser Stelle deutlicher darauf hinweisen können, dass die innerislamische Religionskritik in den arabischen Staaten seit jeher und bis heute zu eigenen Bedingungen funktioniert. Nicht automatisch und überall ist damit die Vorstellung einer säkularen Gesellschaft westlichen Zuschnitts verbunden. Gerade im kritischen islamischen Mainstream wird häufig von einer religiösen, aber toleranten Fundamentierung menschlicher Existenz und gesellschaftlicher Strukturen ausgegangen. So verstand sich z.B. der von Ghadban (145) angeführte ägyptische Koraninterpret Nasr Hamed Abu Zaid, den ich selber noch kennenlernen durfte, nicht etwa als liberaler Säkularer oder als Religionskritiker, sondern als frommer Muslim und ḥāfīz, der den Koran auswendig rezitierte – und der als Wissenschaftler gleichwohl eine postmoderne literaturwissenschaftliche Kommunikations- und Aktantentheorie zum Verständnis der koranischen Offenbarung angewendet hat.

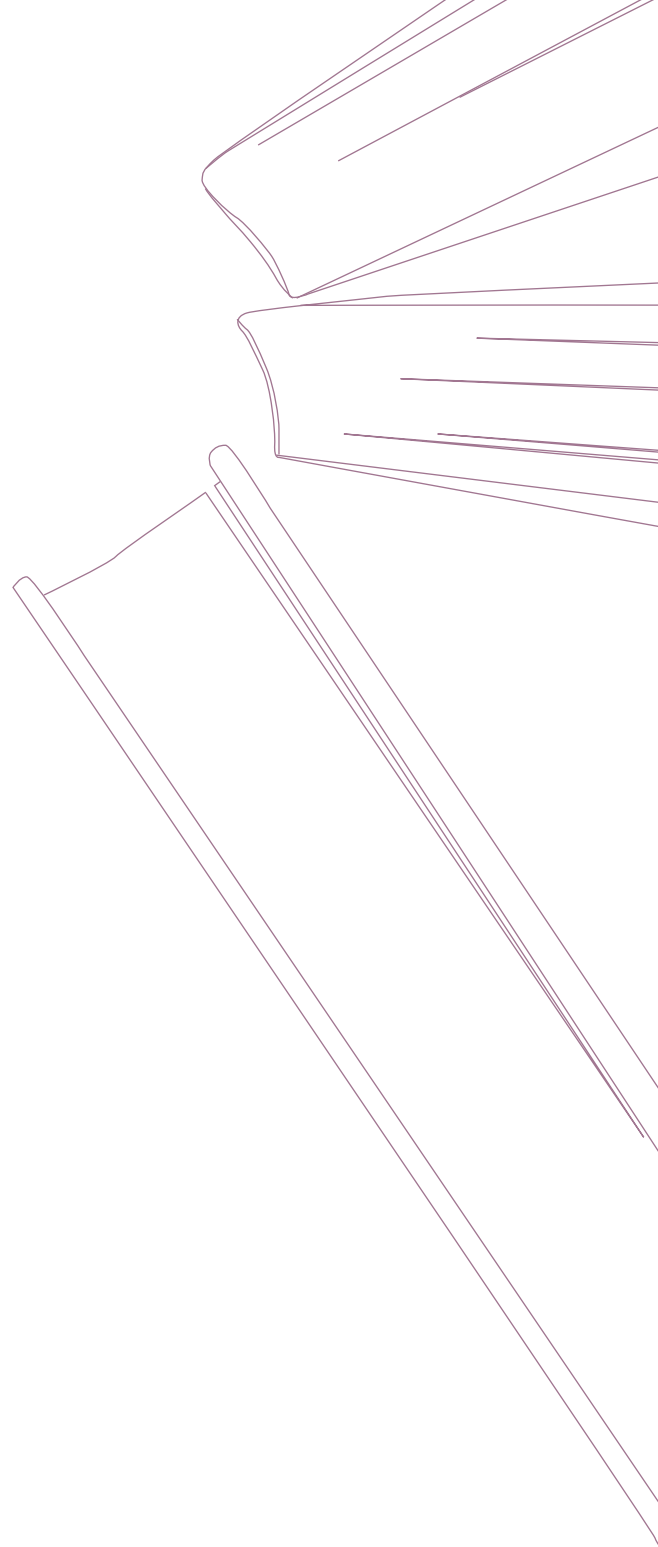
An dieser Stelle des Buches hätte das beschriebene religionskritische Milieu stärker differenziert und in seinen internen Spannungen dargestellt werden können. Ebenso hätte es das Verständnis der „neuen Religionskritik“ ab 2011 vertieft, wenn Ghadban als Kontrastfolie dargestellt hätte, wie zeitgleich in offiziellen islamischen Institutionen die Abwehr gegen die religiösen Positionen des IS organisiert wurde. Immerhin haben Präsident al-Sissi in Ägypten, König Abdullah II. in Jordanien und König Muhammad VI. in Marokko das islamische Establishment ihrer eigenen Länder gegen den IS massiv theologisch und politisch in Stellung gebracht, so dass in den Jahren 2014 bis 2017 eine ganze Reihe von offiziellen Dokumenten entstanden, die auf der Basis islamisch begründeter Bürger-, Frauen- und Minderheitenrechte eine „moderne“ Positionierung des sunnitischen Mainstreams erwirken sollten (Marrakesch-Declaration 2016 / Al-Azhar Declaration on Citizenship and Coexistence 2017). Über deren Ergebnis lässt sich natürlich streiten, aber man hätte es zumindest erwähnen sollen.

Was bis hierhin im Buch gefiel, war eine recht unaufgeregte Zusammenstellung von Fakten und Material. Leider sind diesem guten hinteren Teil des Buches 100 erste Seiten vorangestellt, die eine sehr eigenwillige Sichtweise auf die islamische Geschichte ab dem 7. Jahrhundert präsentieren und diese ebenfalls unter den in der Einleitung geäußerten Anspruch stellen: „Deshalb will diese Arbeit die von der religiösen Erzählung unterdrückte historische Wahrheit zur Geltung bringen.“ (10) Darunter versteht Ghadban zuerst eine Dekonstruktion der traditionellen orthodoxen Erzählung, nach welcher der Islam als „perfekte Religion“ einer Splendid Isolation der arabischen Wüste entsprang und in dieser ursprünglichen Reinheit erst in den späteren Jahren Muhammads mit den älteren monotheistischen Religionen in Kontakt und Auseinandersetzung geriet. Dass diese religiöse Erzählung sich tatsächlich mit den historischen Fakten nicht in Einklang bringen lässt, hat sich in der Archäologie und der frühislamischen Quellenkritik der letzten 25 Jahre erwiesen und gilt heute als State of the Art. Wer sich über diese lebhaft christliche und jüdische Präsenz auf der arabischen Halbinsel der vorislamischen Zeit und über die zahlreichen Interdependenzen mit dem entstehenden Islam informieren möchte, kann dies z.B. bereits über zwei ältere Themenhefte der Zeitschrift „Welt und Umwelt der Bibel“ (1/2005 und 1/2012) tun. Nun wäre es dringend notwendig gewesen, an dieser Stelle des Buches darauf hinzuweisen, dass diese zahlreichen archäologischen und literarischen Quellen seit Jahren an vielen Forschungsorten – z.B. Robert G. Hoyland (univ. of New York/USA), Angelika Neuwirth (corpus coranicum, FU Berlin), Gabriel S. Reynold (univ. of Notre Dame/USA) – sorgsam dokumentiert und ausgewertet werden und dass sich an die enge gegenseitige Verflochtenheit der religiösen Traditionen in der spätantiken orientalischen Welt recht unterschiedliche Deutungs- und Erklärungsmöglichkeiten anschließen. Selbst an der al-Azhar-

Universität in Kairo wird nicht alles, was Angelika Neuwirth zur Sache sagt, in Bausch und Bogen abgelehnt. Warum Ghadban hier nicht differenziert den Forschungsstand berichtet, sondern hauptsächlich radikale Minderheiten-Interpretationen dieser bekannten Fakten anführt, wie sie z.B. in der aktuellen Forschungsgruppe INARAH gepflegt werden, erschließt sich mir nicht. Dadurch weicht er von der wissenschaftlichen Mehrheitsmeinung zur Sache deutlich ab, ohne diese auch nur zu benennen. Dies schadet dem Anspruch seines Buches, die „historische Wahrheit zur Geltung“ bringen zu wollen, denn eigentlich reportiert er nur recht unkritisch entweder die ältere revisionistische Schule um J. Wainsborough, P. Crone oder Y. Nevo und andererseits die weit darüber hinaus schießenden neueren Thesen von Chr. Luxenberg, K.-H. Ohlig oder R. Popp – z.B. dass der frühe Islam in direkter einseitiger Abhängigkeit aus diversen Spielarten jüdischer, judenchristlicher, adoptionistischer oder sonstiger aramäisch-sprachiger christlicher Theologien der Spätantike entstanden sei (74-76 u.ö.) und dass noch die ersten Omajjaden-Kalife arianische Christen waren (94, 105 u.ö.), die erst in den Reformen des Kalifen Abdelmalik zu Beginn des 8. Jahrhunderts eine eigenständige Religion namens Islam entwickelten. Hier hätte Ghadban z.B. die sorgsame Untersuchung solch scheinbarer Zusammenhänge durch M. Khorchide / K. von Stosch auswerten können (Der andere Prophet: Jesus im Koran, Herder 2018), aber leider zieht er es vor, dazu nur eine hochspekulative Minderheitenmeinung anzuführen. Ein klassischer Fall von „confirmation bias“: Man hat eine Meinung oder Haltung und wählt dann jene Quellen, die sie bestätigen. Er tut dies zudem ohne Not, denn das ab Seite 128 durchaus sehr lesenswerte Buch wäre problemfrei ohne die vorgeschalteten Kapitel über die frühislamische und die hochmittelalterliche Zeit ausgekommen.

(Die auf Seite 145 beschriebene „Fülle der Übernahmen aus der israelitischen Tradition“, ist wohl eine Fehlbezeichnung. Gemeint sind wahrscheinlich die auf Seite 147 korrekt bezeichneten *israeliyât* – also um muslimische literarische Texte, die aus der jüdischen Tradition (meist Torah und Midrasch) entlehnt und überarbeitet wurden.)

Frank van der Velden



Pierre Claverie

An der Nahtstelle zweier Welten

Muslime und Christen im Dialog

Einleitung von Felix Körner SJ

Aus dem Französischen von Marta Pavlíková und Marie-Elisabeth Hoyos

Freiburg: Johannes Verlag. 2020

179 Seiten

14,00 €

ISBN 978-3-89411-453-4

Mit einiger Ehrfurcht nimmt man diese Auswahl von Texten des 2018 seliggesprochenen Dominikaners Pierre Claverie über den Dialog zwischen Muslimen und Christen zur Hand, denn um den Preis seines eigenen Lebens hat sich Claverie im nachkolonialen Algerien in einer von Gewalt gegen Christen geprägten Zeit für ein friedliches Zusammenleben der Religionsgruppen eingesetzt. Als Bischof von Oran wollte er mit unbedingtem Willen zum Dialog auch angesichts des zunehmenden Terrors nicht resignieren und seine ihm anvertraute Herde der noch im Land verbliebenen Christen nicht verlassen. Doch der Hass sparte ihn nicht aus und so fiel er am 1. August 1996 zusammen mit dem erst 21-jährigen Mohamed Bouchikhi, der als Moslem ehrenamtlich für ihn arbeitete, einem Bombenanschlag zum Opfer.

Wer also wäre berufener als Claverie, uns trotz terroristischer Gewalt und verfestigten gegenseitigen Vorurteilen den Weg zu weisen zu einem versöhnlichen und respektvollen Umgang mit dem Islam. Es ist leicht, von der Position einer Mehrheitsgesellschaft aus darüber zu reden, aber ungleich schwerer, ihn als Teil einer ausgegrenzten christlichen Minderheit, die zudem mit der Unterdrückung während des Kolonialregimes in Verbindung gebracht wird, auch zu gehen, wie es Claverie als Bischof von Oran getan hat.



Die 15-jährige Erfahrung Claveries als christlicher Oberhirt in einem muslimischen Land in schwieriger Zeit ist in seine in diesem Band zusammengestellten Texte eingegangen. Friede wäre erreichbar, so seine Erkenntnis, als ein „Zusammenwohnen innerhalb der Verschiedenheit“, wenn alle Seiten sich öffnen würden für das Schätzenswerte der anderen Religion. Damit ließe sich ein fruchtbarer interreligiöser Dialog anbahnen, der Voraussetzung für echtes gegenseitiges Kennenlernen ist, bei dem keine Unterschiede verwischt und keine Probleme, wie die Gefahren eines politischen Islam, blauäugig verharmlost werden. Für Claverie ist es insbesondere die persönliche Begegnung, die uns lehrt, mittels „eines Anderen“ alle anderen zu entdecken.

Erfolgreich kann eine solche Annäherung aber nur dann sein, wenn sie keine „neue Form des Proselytismus“ ist, sondern echtes gemeinsames Befragen der eigenen und anderen Religion, immer in dem Wissen, dass der andere „einen Teil der Wahrheit besitzen kann, der mir fehlt und ohne den meine eigene Wahrheitssuche nicht vollständig abgeschlossen werden kann“. Jede Gebärde der Überlegenheit und der dogmatischen Besserwisserei würde den Dialog zerstören. Zuletzt lässt sich mit einer echten und offenen Begegnung sogar ein inneres teilhabendes Verständnis für den anderen erreichen, wie es Claverie von sich selbst berichtet: „Wenn ich den Muezzin mit Allāhu akbar zum Gebet rufen höre, bete ich – und ich füge hinzu: Ja, groß ist er, aber er hat sich klein gemacht.“ Darin ist zunächst als das Gemeinsame der Glaube an den einen Gott, vor dem wir verantwortlich sind, ausgedrückt, aber mit der sich herabneigenden Nähe Gottes in Jesus Christus auch das Trennende benannt.

Dieses Trennende kann nicht aufgehoben werden, ohne das Heilsereignis der Menschwerdung Gottes in seiner allumfassenden Einmaligkeit zu übergehen. Wie lässt sich dann aber ohne Ausschließung des anderen zur Gemeinsamkeit finden? Zugespitzt fragt Claverie: „Gehört Gott uns?“ – eine Leitfrage, unter die er die Begegnung mit allen anderen Religionen stellt. In einem der besonders interessanten Beiträge des Bandes ringt er um eine Antwort, wobei er an die Impulse des Zweiten Vatikanischen Konzils anknüpft. Es ist der Ausbruch aus der Selbstverschließung bis hin zur Selbsthingabe, der für Claverie alle Religionen verbindet. Und diese Selbsthingabe nimmt mit hinein in das Pascha einer durch Jesus Christus ermöglichten „neuen Geburt durch den Geist“ (Joh 1,13). „Alles, was hilft, diesen Durchgang zu ermöglichen, in allen Religionen einschließlich der unsrigen, ist Weg des Heils und der Erkenntnis des lebendigen Gottes. Alles, was daran hindert und im Besitzen, im Haben einsperrt, in allen Religionen einschließlich der unsrigen, führt bloß in Unkenntnis und Tod.“ Mit der Hingabe des eigenen Lebens im Dienst seiner Herde hat Claverie dieses Wort durch sein Zeugnis bekräftigt.

Wer nachbarschaftlich, in der Kommunalarbeit, als Lehrender oder in der Geflüchtetenhilfe im Dialog mit Muslimen engagiert ist, findet in diesem vom Islamwissenschaftler Felix Körner SJ kenntnisreich eingeleiteten Band Inspiration und Ermutigung.

Hartmut Sommer

Rachel de Boor / Jo Frank / Sonya Quertani / Hakan Tosuner (Hg.)

„Und endlich konnten wir reden ...“

**Eine Handreichung zu jüdisch-muslimischem Dialog
in der Praxis**

Freiburg: Herder Verlag, 2020

135 Seiten

14,00 €

ISBN 978-3-451-38842-2

In einer Zeit, in der die Stimmen populistischer Gruppierungen immer lauter und sowohl der Antisemitismus als auch der antimuslimische Rassismus immer häufiger in Erscheinung treten, ist der Dialog wichtiger denn je. Dieses Buch versteht sich als „Handreichung“ zum jüdisch-muslimischen Dialog. Verfasst wurde es von Stipendiatinnen und Stipendiaten des jüdischen Ernst Ludwig Ehrlich Studienwerkes (ELES) und des muslimischen Avicenna-Studienwerkes im Rahmen des jüdisch-muslimischen Thinktanks Karov-Oareeb (Hebräisch und Arabisch) für Nähe/Annäherung.

„MIT- statt ÜBEREINANDER“ zu reden ist das Motto des Buches, das weit über den Rahmen eines interreligiösen Dialoges hinausgeht. Im Vorwort, verfasst von den beiden Geschäftsführern Jo Frank (ELES) und Hakan Tosuner (Avicenna Studienwerk), wird bereits deutlich, dass die positiven Ergebnisse nicht ohne „Streit und Dissens“, ohne Vorurteile und Verletzungen erreicht worden sind. Und das ist das Besondere an diesem Dialogformat: Man spart die Konfliktstellen nicht aus.



Selbst der, wie es scheint, unlösliche Nahostkonflikt wird deutlich angesprochen. Gil Shohat widmet dieser Problematik das Kapitel „Der Elefant im Raum oder warum der Nahostkonflikt als Gesprächsthema in jüdisch-muslimischen Gesprächskreisen nicht ausgespart werden sollte“. Er macht darin deutlich, dass durch das „Verschweigen des Themas“ der Dialog nur lückenhaft stattfinden kann, und fordert daher eine „ehrliche Auseinandersetzung“. Es muss allen bewusst gemacht werden, dass, nach den Erfahrungen der deutschen Geschichte, Israel für Jüdinnen und Juden „eine elementare Schutzfunktion“ darstellt, gleichzeitig aber das historische Palästina auch ein „Sehnsuchtsort“ der Palästinenser ist. Das Leid des Anderen muss ins Bewusstsein beider Parteien gerückt werden. Daher plädiert Gil Shohat für ein Konzept, das von zwei israelischen Wissenschaftlern und Aktivisten (Amos Goldberg und Bas-hir Bashir) entwickelt wurde. Sie fordern „institutionalisierte und ritualisierte Formen und Praktiken des geteilten Erinnerns und die gegenseitige Anerkennung von historisch tradierten Traumata.“

Sehr differenziert geht Hani Mohseni in „Wie wir reden: Richtlinien für eine gelingende Kommunikation“ mit Begrifflichkeiten um. Das vielzitierte Wort „Toleranz“ ist für ihn im „Kontext des Dialogs“ nicht förderlich. Es ist ihm zu „schwach“. Die „andere Position“ innerhalb eines Dialogs muss als gleichwertig angesehen werden, sie sollte nicht nur toleriert, sondern respektiert werden. Er fordert mit Recht, dass „alle problematischen Begriffe ... definiert werden“ müssen. Doch eine gewisse Problematik bleibt dennoch bestehen. Das demonstriert er z. B. daran, wie man „religiös“ definiert. Noch problematischer wird es, wenn es um die Bedeutung von „Jihad“ oder um die Geschichte von „Abraham“ geht: Hier existieren „zwei Wahrheitsansprüche“. Es gibt eben, so betont er, keinen „absoluten Wahrheitsanspruch“, es genügt, wenn die Sichtweise des Anderen verstanden wird.

Wertvoll in diesem Buch ist ein Leitfaden, der dazu anregen soll, dass andere Gruppen einen solchen Dialog durchführen können. Auch die anderen Beiträge sind lesenswerte Überlegungen, um einen solchen komplizierten Dialog auf Augenhöhe zu führen.

Dass das jüdisch-muslimische Gespräch auf unterschiedlichen Ebenen geführt werden muss, nämlich institutionell, religiös-weltanschaulich sowie gesellschaftspolitisch, betont im Nachwort Frederek Musall, Professor für Jüdische Philosophie und Geistesgeschichte, der u.a. stellvertretender Vorsitzender des Beirats des Ernst Ludwig Ehrlich Studienwerkes ist. Er und die Geschäftsführer der beiden Studienwerke weisen darauf hin, dass Karov-Qareeb ein Dialogformat darstellt, welches keinesfalls ein „Kuschelkurs“ sein wird. Und das ist auch gut so, denn das Verschweigen problematischer Themen trägt höchstens dazu bei, dass man höflich miteinander umgeht – Probleme kann man damit aber nicht lösen.

In diesem Buch stellen junge Menschen, Stipendiaten der Begabtenförderwerke, Dialogformate vor, um eine plurale und offene Gesellschaft zu gestalten. Ihre Gedanken und Vorschläge sollten wir wertschätzen. Das Buch ist mehr als nur eine Anleitung zum jüdisch-muslimischen Gespräch. Weil es praxisorientiert ist, ist es zu empfehlen für alle, die an Dialogformen interessiert sind.

Ulrike-Rebekka Nieten

Uwe von Seltmann

Wir sind da!

1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland

Erlangen: homunculus Verlag. 2021

344 Seiten mit Abb.

29,00 €

ISBN 978-3-946120-81-0

Das Buch lässt sich am besten als eine Collage biografischer Skizzen beschreiben. Das Namensverzeichnis hat etwa 200 Positionen; es geht um Juden und einige wenige Menschen, die in Beziehung zum Judentum stehen. Die Lebensgänge werden im Zuge der Kapitel geschildert, einigen Kurzbiografien sind grafisch hervorgehobene Boxen gewidmet, viele Juden werden im Porträt gezeigt. Schließlich sind im Buch Boxen enthalten, die zentrale Begriffe des Judentums, zum Beispiel die Bedeutung des Schabats und die Unterschiede zwischen Sephardim und Aschkenasim, kurz und durch Illustrationen unterstützt vorstellen. Markige Zitate werden an vielen Stellen farbig und in Großschrift zum Memorieren angeboten. Das Buch ist grafisch gelungen; es lädt dazu ein, bei einem Bild, einem Satz einzusteigen, um weiterzulesen oder zu schauen.

Man muss dem Stoßseufzer des Autors im ersten Kapitel des Buches Verständnis entgegenbringen, dass die Darstellung der 1700 Jahre jüdischen Lebens auf dem Gebiet des heutigen Deutschland einer Quadratur des Kreises gleichkommt – aber die sechs Großkapitel des Buches sind immerhin ein Lösungsvorschlag: Das zweite Kapitel widmet sich der Aufgabe, deutsch-jüdische Kultur aufzufinden und zu erhalten, das dritte stellt die Frage, ob ein normales jüdisches Leben in Deutschland überhaupt möglich ist. Dem folgen drei historisch orientierte Kapitel: Kapitel 4 präsentiert sieben Porträts aus den unterschiedlichen Epochen jüdischen Lebens in Deutschland, Kapitel 5 behandelt chronologisch die Geschichte des Judentums in Deutschland von 321 bis zur Aufklärung (etwa 1780), Kapitel 6 die Geschichte jüdischen Lebens seither, also den langen Weg zur Gleichberechtigung der Juden in Deutschland, die Blütezeit jüdischen Lebens in der Kaiserzeit und der



Weimarer Republik, die Anfeindungen, schließlich die nationalsozialistische Politik der Vernichtung des europäischen Judentums und der Wiederbeginn jüdischen Lebens in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg. Abgerundet wird das Werk durch eine Zeittafel und ein Namensregister. Leider wurde kein Ortsregister hinzugefügt, das es Unterrichtenden und Lernenden erleichtern würde, nach Spuren jüdischen Lebens in der eigenen Umgebung zu suchen.

Zwei miteinander zusammenhängende Themen ziehen sich als rote Fäden durch die Schilderungen: Immer wieder wurden und werden Juden erstens zum Verlassen ihrer Wohngebiete gezwungen und immer wieder gedrängt und gelockt, die jüdische Religion abzulegen und sich der vorherrschenden Religion oder in der Neuzeit dem Säkularismus anzuschließen. Das führt zweitens zu inneren Konflikten innerhalb des deutschen Judentums, etwa wenn sich Gruppen begegnen, die einen vollkommen unterschiedlichen kulturellen Hintergrund haben wie zuletzt wieder bei der Einwanderung von 200.000 Juden aus dem Gebiet der ehemaligen Sowjetunion in den 1990er Jahren. Auch ringen seit vielen Jahren assimilationsbeflissene Juden mit streng orthodoxen um die richtige Auslegung ihrer Grundsätze.

Selbstverständlich werden in einem solchen Buch die Lichtgestalten deutsch-jüdischer Geschichte gewürdigt: Albert Einstein und Moses Mendelssohn, das Vorbild für Lessings Figur Nathan der Weise, Anne Frank und Glückl von Hameln, die Autorin einer herausragenden Autobiografie und Milieuschilderung aus dem 17. und 18. Jahrhundert, der kürzlich verstorbene Marcel Reich-Ranicki, der die Literaturkritik popularisierte, und die Grünen-Politikerin Marina Weisband, die, geboren 1988, dem Judentum in Deutschland ein junges Gesicht gibt. Es werden auch ambivalente Personen porträtiert wie zum Beispiel der Nobelpreisträger Fritz Haber, der durch seinen Beitrag zur Verbreitung der Stickstoffdüngung die Beseitigung des Hungers beförderte und andererseits als Erfinder des Gaskriegs gilt; allerdings hat sein Einsatz im Ersten Weltkrieg nicht verhindert, dass die Nazis ihn aus Deutschland vertrieben und er 1934 auf der Reise Richtung Israel verstarb.

„Die jüdische Gemeinschaft nach dem Holocaust registriert antisemitische Vorkommnisse mit äußerster Sensibilität,“ sagt der jüdische Historiker Michael Brenner. Unter diesen Voraussetzungen versuchen Jüdinnen wie Charlotte Knobloch, die ehemalige Vorsitzende des Zentralrates der Juden in Deutschland, „aus dem Überleben ein Leben zu formen“. Nach Peter Graumann ist mit Josef Schuster nunmehr der zweite Vorsitzende des Zentralrates der Juden gewählt worden, der nach dem Krieg geboren wurde. Leichter ist es dadurch nicht geworden, und im Buch wird neben den fortlebenden „Verschwörungstheorien“ (Marina Weisband) die „Überidentifizierung mit den Juden angesichts

der unaufgearbeiteten Vergangenheit“ (Dimitri Belkin) beklagt. Der Verfasser bemerkt in einer Infobox, dass der Zentralrat der Juden in der deutschen Bevölkerung mehr Vertrauen genießt als die katholischen und evangelischen Kirchenleitungen. Es ist selbstverständlich, dass die Erinnerung an 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland unter Teilnahme der höchsten Repräsentanten des Staates gefeiert wird. Deutschland ist dankbar, dass Juden in diesem Land leben; aber es gibt viel zu lernen.

Für den Religions- und Geschichtsunterricht ist das Buch eine reiche Fundgrube, weil durch die biografische Perspektive Geschichte konkret wird. Die Vielfalt jüdischen Lebens, seine Bedrohungen und Anfeindungen können nachvollzogen werden. Dazu im Kontrast steht ein herausgehobenes Zitat von Marina Weisband: „Ich will nicht mehr Erinnerung an jüdisches Leben in Deutschland. Ich will mehr jüdisches Leben in Deutschland.“ Das Buch endet mit dem trotzigen Gedicht „Deduschka“ des 1977 in Israel geborenen Rappers Ben Salomo, die Pointe: „Wir lassen uns nie mehr verjagen.“ Gut so.

Karl Vörckel

Michael Wolffsohn

Wir waren Glückskinder – trotz allem
Eine deutschjüdische Familiengeschichte

München: dtv Verlag, 2021

240 Seiten

14,95 €

ISBN 978-3-423-76331-8

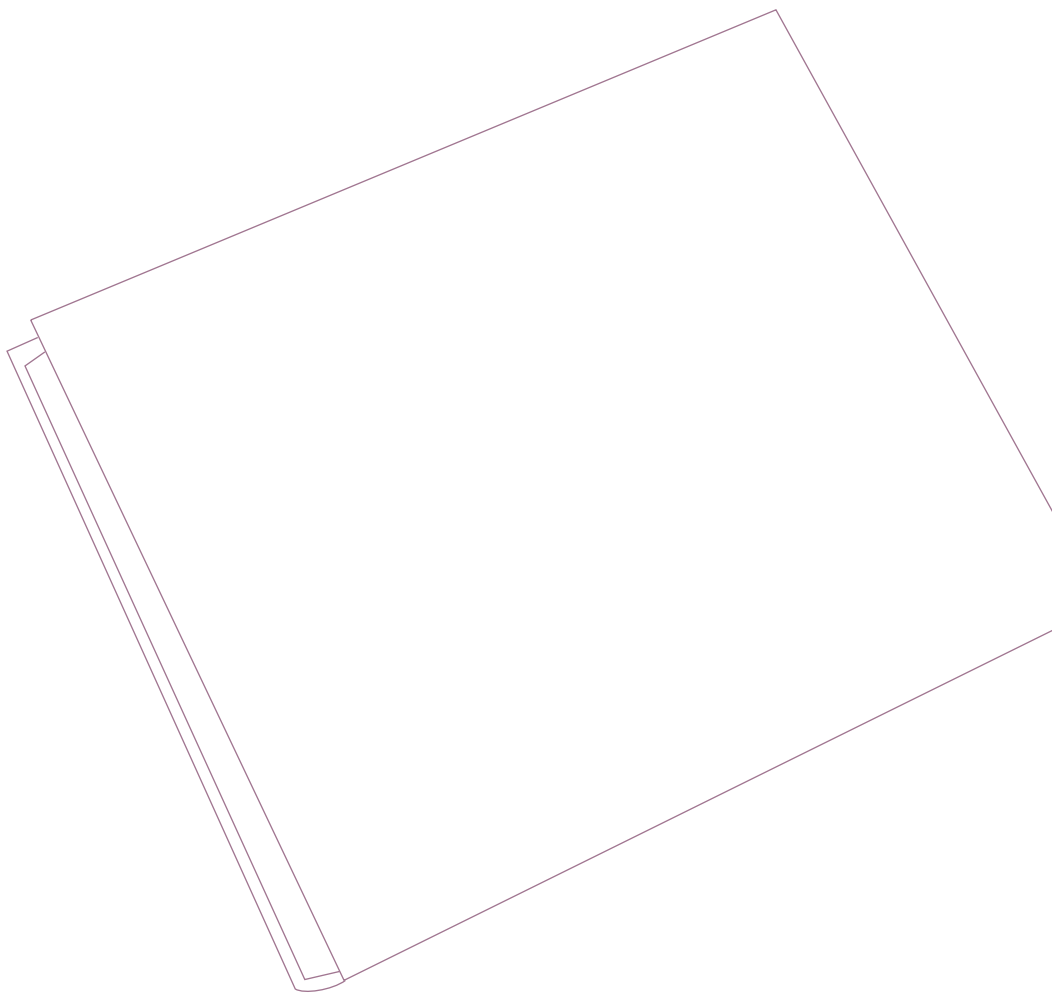
Als Mann der Versöhnung ist der international renommierte Historiker und Nahostexperte Michael Wolffsohn bekannt geworden. Viele Angehörige gerade meiner Generation haben sich immer wieder gefragt, wie sich ein Mensch, dessen Familie im nationalsozialistischen Deutschland größtes Unrecht erlitten hat, in Wort und Tat so kraftvoll für ein gelingendes menschliches Miteinander einsetzen kann. Das gemeinnützige deutsch-jüdisch-islamische Kultur- und Integrationsprojekt der Gartenstadt Atlantic ist das prominenteste Beispiel des gesellschaftlichen Engagements des emeritierten Professors der Universität der Bundeswehr München und seiner Ehefrau. Völlig schleierhaft ist es daher vielen Zeitgenossen, dass Wolffsohn, der für seine großen Verdienste zahlreiche Ehrungen, unter anderem den Franz-Werfel-Menschenrechtspreis, erhalten hat, in der öffentlichen Diskussion niemals ernsthaft als Kandidat für das Bundespräsidentenamt gehandelt wurde, obwohl der beeindruckende Intellektuelle sicherlich einer der besten in deren Reihe (gewesen) wäre.

Am 23.04.2021 hat der charismatische Gelehrte nun im dtv-Verlag ein Jugendbuch veröffentlicht, in dem er überaus spannend und anschaulich die wechselvolle Geschichte seiner Familie erzählt. Das Werk sollte in keiner Schulbibliothek fehlen – und es eignet sich hervorragend als (im besten Sinne fächerverbindende) Unterrichtslektüre in einer frühen Phase der Sekundarstufe I. Die biographischen Stationen der Familie Saalheimer-Wolffsohn – Bamberg bzw. Berlin, Flucht nach Britisch-Palästina, Rückkehr nach Berlin – werden eingebettet in den Rahmen deutscher, israelischer und palästinensischer Geschichte. Fragen des gerechten und verantwortungsvollen Zusammenlebens werden – psychologisch subtil und dennoch altersgemäß – ebenso



behandelt wie Aspekte des Mitläufertums, der Zivilcourage, der Versöhnungsbereitschaft und des interreligiösen Dialogs. So wie es dem Historiker Wolffsohn in seiner Forschung wie im öffentlichen Diskurs immer gelang, zwischen Schwarz und Weiß auch andere Farbnuancen deutlich werden zu lassen, wirft er in dem vorgelegten Jugendbuch einen wohlthuend differenzierten Blick auf das Geschehen im 20. Jahrhundert in Deutschland und Israel bzw. Palästina. Unter dem in jüngster Zeit beinahe in inflationärem Ausmaß zitierten Paradigma der Demokratieerziehung empfiehlt sich dieses inhaltsreiche Werk ganz besonders. Ihm sind viele, nicht nur jugendliche Leser zu wünschen.

Jochen Ring



Impressum

Autorinnen und Autoren

Bauer, Manfred Januarius / Königstein

Boomgaarden, Prof. Dr. Jürgen / Koblenz

Brüggenthies OSB, Sr. Dr. Raphaela / Rüdesheim

Diefenbach, Dr. Manfred / Limburg

Drescher, Dr. Johannes / Offenbach

Eichhorn-Remmel, Friederike / Koblenz

Ewerszumrode, Dr. Frank / Flensburg

Fuchs, Dr. Gotthard / Wiesbaden

Gerwing, Prof. Dr. Manfred / Eichstätt

Hartmann, Dr. Stephanie / Limburg

Hauser, Prof. Dr. Linus / Emsdetten

Heidrich, Dr. Christian / Nußloch

Hochschild, Prof. Dr. Michael / Paris

Huebenthal, Prof. Dr. Sandra / Passau / Frankfurt

Kaldewey, Rüdiger / Saarbrücken

Klinger, Dr. Bernhard / Passau

Klug, Thorsten / Wiesbaden

Körlings, Heribert / Herzogenrath

Kroth, Prof. Dr. Jürgen / Urbar

Kruip, Prof. Dr. Gerhard / Wennigsen

Lindner, Sebastian / Frankfurt

Lomp, Daniel / Koblenz

Lorenz, Dr. Johannes / Frankfurt

Menges, Thomas / Limburg

Müller, Dr. Hans-Jürgen / Frankfurt

Müller-Fieberg, Dr. Rita / Bergisch Gladbach

Nagel, Günter / Giesen

Neuhaus, Prof. Dr. Gerd / Essen

Nieten, Dr. Ulrike-Rebekka / Berlin

Nordhofen, Prof. Dr. Eckhard / Heldenbergen

Nordhofen, Dr. Susanne / Heldenbergen

Novian, Dr. Michael / Gießen

Paprotny, Dr. Thorsten / Hannover

Reis, Dr. Marie-Luise / Lahnstein

Reißmann, Alexandra / Limburg

Ring, Jochen / Bonn

Schmiz, Dr. Gustav / Eppstein-Bremtal

Schneider-Stengel, Dr. Detlef / Essen

Schüller, Dr. Alexander / Aachen

Sojer, Thomas / Weimar

Sommer, Dr. Hartmut / Bad Honnef

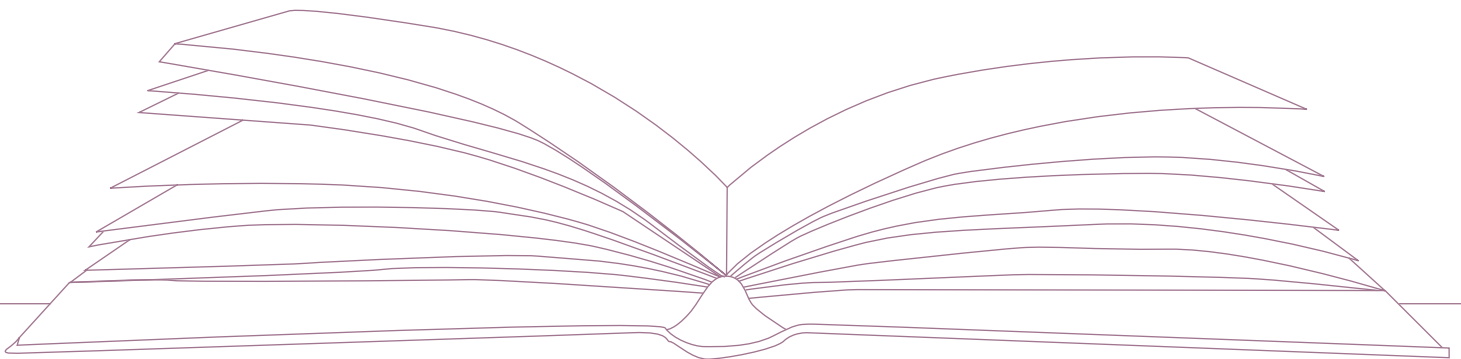
Troll SJ, Prof. Dr. Christian W. / Frankfurt

Tüpper, Rita Anna / Sankt Augustin

van der Velden, Dr. Frank / Limburg

Vörckel, Dr. Karl / Grünberg

Wagner, Clemens Hermann / Freiburg



EULENFISCH Literatur 2/2021

Herausgeber

Bischöfliches Ordinariat Limburg

Chefredakteur

Schulamtsdirektor i.K. Martin W. Ramb

Redaktion

Thomas Menges

Korrektorat

Alexandra Reißmann

Verlagsassistentz

Yvonne Wecker

Verlag

*Verlag des Bischöflichen Ordinariats Limburg
Roßmarkt 12, 65549 Limburg
verlag@bistumlimburg.de*

Gestaltung

Cornelia Steinfeld, www.steinfeld-vk.de

Redaktionsanschrift

*Bischöfliches Ordinariat Limburg
Dezernat Schule und Bildung
Roßmarkt 12, 65549 Limburg
Fon 06431-295-424, Fax 06431-295-237
E-Mail eulenfisch@bistumlimburg.de*

ISBN

978-3-944142-57-9

ISSN

2199-7020

*Ausgabe 26 (2_2021) 14. Jahrgang
Eulenfisch Literatur erscheint halbjährlich als PDF*

*© Verlag des Bischöflichen Ordinariats,
Limburg/Lahn 2021*



Zu lesen unter

literatur.eulenfisch.de

Bistum Limburg 

ISBN 978-3-944142-57-9